Der Trabant.

Roman

von

C. F. Ridderstad,
Verf. von „das Gewissen od. die Geheimnisse v. Stockholm“.

Aus dem Schwedischen übersetzt
von
Heinrich Helms.

Fünfter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Der Trabant.

Fünfter Theil.

Erstes Kapitel.

Eine See-Tour.

Der königliche Palast in Neapel ist nicht gerade von colossaler Größe, aber er ist prächtig und schön eingerichtet. Die Thore sind von hohem architektonischem Werthe, die Treppen gemächlich und elegant. Unter den großen schönen Sälen nimmt der der Vicekönige den ersten Platz ein. Man findet hier unter Anderem eine Portraitsammlung Aller, die von den ältesten Zeiten zurück das Königreich regiert haben. Das Schlafzimmer des Königs giebt vielleicht den deutlichsten Begriff der geschmackvollen Eleganz, womit das Ganze ausgeführt ist. Dies Zimmer ist mit Pilastern geschmückt, deren Kapitäle und übrigen Ornamente vergoldet sind. Die Wände zwischen den Säulen sind mit großen, in goldene Rahmen eingefaßten Spiegeln bedeckt. Das Zimmer hat drei Alkoven. Der Plafond des größ-

ten derselben ist von Solimene, jedoch eine seiner schwächsten Arbeiten; der eine der kleinern Alkoven ist von Franciscello delle Mure gemalt, eine schöne Arbeit, obgleich sie Einiges zu wünschen übrig läßt.

Der Palast hat keinen Mangel an Kunstgegenständen von großem Werth, und viele Statuen schmücken sein Inneres.

Indem wir den Leser in dieses Gebäude einführen, ist der Hof in einem großen schönen Salon versammelt. Die Decke ist von weißen Säulen getragen, ein einziges großes Gemälde nimmt die ganze Decke ein; dasselbe stellt ein mythologisches Bild dar, reich an Tritonen, Najaden, badenden Nymphen und schelmischen Zephyren. Zwischen den Fenstern sind prächtige kleinere Gemälde, welche die schönsten neapolitanischen Ansichten vergegenwärtigen. Die Draperieen sind von Gold und Seide, und Statuen von hohem Kunstwerthe stehen auf verschiedenen Punkten des Saales.

Das anwesende Hofpersonal sprach von dem Fischerfeste, welches der König denselben Abend oder richtiger dieselbe Nacht veranstalten würde, eine Art von Vergnügungen, mit welchen sich der neapolitanische Hof damals sehr häufig belustigte. Man freute sich im Voraus auf dieses Fest, vielleicht zum größten Theil deshalb, weil es ein gutes Feld für die kleinen Intriguen abgab.

Im Hintergrunde des Saales stand eine größere Gruppe um eine sehr anmuthige Dame, die dort allein

in einem der rothsammtnen Sopha's lehnte. Diese Dame war Prinzessin Sophia Albertina.

Auf dem Tische vor ihr lag en miniature eine Copie von Guido's meisterhafter Allegorie „der Aufgang der Morgenröthe."

„Welche schöne Arbeit," sagte Sophia Albertina; „ich habe selten ein so strahlendes Colorit gesehen. Sehen Sie, wie Aurora zurückblickt ... wie rührend ... wie zärtlich!"

„Ich möchte doch eine Bemerkung gegen diesen Blick machen," fiel Armfelt ein; „es ist wahr, daß derselbe rührend ist, — aber er ist nicht warm genug, er drückt nicht Liebe genug aus."

„Und dieses Blumenbouquet, wie schön zusammengestellt, wie geschmackvoll erdacht!"

„Auch gegen das Bouquet, königliche Hoheit, möchte ich eine Bemerkung machen. Es wäre schöner, künstlerischer, wenn Aurora einige ihrer Blumen verlöre. Ich möchte behaupten, daß sie, die eine ganze Nacht von Liebe, an der Brust der Sonne geträumt, hinter sich hat ... hier zu tugendhaft, zu ernst ist; sie müßte erröthen und lächeln, die Sonne anblicken ... und eine Rose fallen lassen."

„Sie sind zu streng, Armfelt. Betrachten Sie diese Thränen, die in ihren Augenwimpern zittern, wie schön, wie klar, wie glänzend!"

„Das ist wahr; aber sie enthalten nicht Liebe genug, Es sind zwar Krystallperlen, allerdings, aber eine Thräne

kann eben so gut, wie irgend etwas Anderes, die verschiedensten Gefühle ausdrücken. Eine Thräne kann Zorn, Haß, Freude, auch Liebe ausdrücken. Dies hängt von der Göttermacht des Herzens ab, die sie für den Augenblick beseelt oder durchstrahlt. Hier drückt die Thräne zu viel Ruhe aus. Ihr Herz ruht. Wenn sie warm und wahr liebte, so würde auch die Thräne voll warmen Liebesfeuers sein."

„Aber ihre Gestalt, wie edel, wie einnehmend!"

„Ich will nicht streiten, königliche Hoheit, aber Aurora hat auch noch einen Fehler ... sie geht ... und die Liebe hat Flügel, sie fliegt. Sie müßte schweben oder leise einherschleichen. So erobert uns die Liebe am leichtesten."

Das Gespräch wurde allgemein, und die Prinzessin bat die Anwesenden, zu entscheiden, wer Recht habe.

Die Damen traten auf die Seite der Prinzessin, sämmtliche Herren auf Armfelts.

Königin Maria Carolina war nicht zugegen, man sagte, sie sei bei dem König.

Plötzlich trat die Oberhofmeisterin durch eine der hohen Thüren der innern Zimmer ein. Lady Munk und Fürstin Menzikoff bemerkten sofort ihr Erscheinen und zugleich, daß ihre und Armfelts Blicke sich begegneten, indem sie mit einer bedeutsamen Miene mit dem Auge selbst auf eine andere Thür deutete.

„Sahen Sie?"

Sie bemerkten gleichfalls, daß Armfelt schnell seine Augenlider senkte, als wolle er zu erkennen geben, daß er sie verstanden habe.

Die Oberhofmeisterin entfernte sich sehr bald und eine Weile später näherte Armfelt sich der Thür, welche sie ihm sichtlich angedeutet hatte.

„Verlassen Sie uns?“ redete die Fürstin Menzikoff ihn an; „o, thun Sie es nicht! Sie sind uns Allen ein zu lieber Gast.“

„Die Zeiten sind sonderbar. Die Politik nimmt mich vom Morgen bis zum Abend in Anspruch. Wenn ich mich entferne, bringe ich in der That ein Opfer auf dem Altar der Nothwendigkeit.“

„In der That? Jetzt, das glaube ich wenigstens zu wissen, geht Ihr Weg nicht zum Schreibtische.“

„Wohin denn, wenn ich fragen darf?“

„Zu dem schönen Portrait „das Mitleid“ ... Sie haben es wohl noch nicht vergessen....?“

„Sie sind grausam, Mylady, aber die Schönen sind immer grausam.“

Als Armfelt sich entfernt hatte, mischten die Fürstin und Mylady sich unter die übrigen Gäste. Die Letztere verblieb jedoch stumm und ernsthaft, es schien, als überlege sie im Stillen mit sich selbst. Die schöne Hand fuhr endlich über ihre Stirn, und ihre Augen glänzten in einer ungewöhnlichen Weise. Man begriff leicht, daß sie einen wichtigen Entschluß gefaßt habe.

„Ich werde ihn entlarven!" sprach sie auch halblaut, als wolle sie sich in ihrem Entschlusse befestigen.

Man sprach noch immer von demselben Gemälde.

„Eine Bemerkung dürfte man doch mit Grund gegen Aurora machen," sagte Mylady, nachdem sie zu den Uebrigen zurückgekehrt war und eine Weile die verschiedenen Urtheile der Anwesenden angehört hatte; „nämlich gegen ihre Hand ... dieselbe ist fast zu groß."

„Zu groß? Was sagen Sie? Ich glaube, man wird kaum eine kleinere Hand finden können. Die Verhältnisse sind ja so fein und edel, daß man zur Bewunderung gezwungen wird. Wie weich sind nicht diese Finger; man sollte glauben, sie seien von Sammet."

„Ich glaube mich doch zu entsinnen, daß ich etwas noch Schöneres gesehen habe ... ja, jetzt erinnere ich mich dessen genau. Befindet sich nicht ein Gemälde von Schidoni in einem der königlichen Gemächer?"

„Welches meinen Sie? Wir haben mehrere von diesem vornehmsten Schüler Correggio's."

„Ja, jetzt erinnere ich mich ... ich meine „das Mitleid".

„Ganz richtig, das Gemälde befindet sich in den kleinen Zimmern des Königs."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß."

„Nun, dann wird es mir leicht sein, Sie Alle zu überzeugen, daß Schidoni unübertrefflich in der Kunst ist,

schöne Hände zu malen. Ich werde das Gemälde schnell herbei holen."

„Nein, nein, wir folgen Ihnen. ..."

„Bleiben Sie nur, ich werde sogleich wieder hier sein, das Gemälde ist ja ganz klein und leicht."

Mehrere der Herren wollten ihr nichts destoweniger folgen, sie eilte aber Allen voraus und schloß die Thür hinter sich ab. Lachend kehrte die Gesellschaft auf ihre Plätze zurück.

Mylady war nicht eben mit den Zimmern unbekannt, in welchen sie sich jetzt befand, aber sie blieb dessen ungeachtet stehen und blickte fast erschrocken um sich.

Eine tiefe Stille herrschte in diesen Räumen und wirkte auf ihre Phantasie ein. Sie hörte ihr Herz schlagen, es war, als wollte es sie daran erinnern, daß dieser Gang gerade nicht in den reinsten Absichten unternommen sei. Sie war nahe daran, sich zurückzuwenden, und doch kehrte sie nicht um. Eine Stimme ihres Innern gebot vorwärts zu schreiten, aber jeder ihrer Schritte war von Furcht begleitet.

Wenn das Gewissen uns Vorwürfe macht, ist die Einsamkeit eine Plage. Dasselbe, das uns so anmuthig tröstet, wenn unser Sinn rein ist, schmerzt uns, wenn dies nicht der Fall ist.

Mylady war allein, und die Einsamkeit flößte ihr Besorgniß ein. Sie blieb auf's Neue stehen und lauschte. Die Stille war noch die gleiche. Sie hatte nicht einmal

ihre eigenen Tritte gehört, so weich und elastisch war der prachtvolle türkische Teppich, über welchen sie dahinschwebte.

Das Zimmer, worin sie sich jetzt befand, war mit Gobelins drapirt, deren erste frische Farbe noch in einer wunderbaren Weise glänzte. Die Möbel waren von Ebenholz, reich verziert, zwischen den hohen Fenstern erhoben sich mächtige Spiegel in antik gearbeiteten vergoldeten Rahmen und an den Seiten der Spiegel befanden sich Krystall-Girandolen, deren Arme mit kunstreichen Ornamenten geschmückt waren. Das Zimmer schien ihr fast gespensterhaft zu sein. Die Gobelins stellten große und schöne Gestalten eines frühern Jahrhunderts dar, die Möbel erinnerten sie an eine Zeit, in welcher verstorbene Generationen gelebt, und die krystallnen Girandolen, die ihre Arme gegen die marmorweiße Decke emporstreckten, glichen versteinerten Wesen der wunderbarsten Art.

In diesem Augenblicke wurde sie ihr eignes Bild in einem Spiegel gewahr. Beim Anblicke desselben zitterte sie leicht, aber die Blässe, die sich auf ihre Wange gelegt hatte, verschwand schnell vor einer Röthe, die durch keine äußere, sondern durch eine innere Veranlassung hervorgerufen war. Sie hatte sich selbst gesehen und es schien ihr, als sei sie schön und einnehmend.

„Ich muß wissen,“ dachte sie, „wen er liebt. Sollte es die Oberhofmeisterin sein?“ fuhr sie in ihrem Gedankengange fort; „ich werde es bald erfahren.“

Und muthiger setzte sie jetzt ihren Weg fort, bis sie vor einer geschlossenen Thür stehen blieb.

Eine neue Furcht überfiel sie hier und sie war im Zweifel, ob sie einzutreten wagen dürfe.

„Warum nicht? Ich trete ja nur ein, um das kleine Gemälde zu holen, das wird mir kein Mensch übel auslegen können.“

Leise öffnete sie die Thür.

Während sie noch auf der Schwelle stand und einen forschenden Blick um sich warf, hörte sie eine Stimme in ihrer Nähe, ohne daß sie jedoch Jemand gewahrte.

Sie lauschte.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt,“ sprach die Stimme, „Sie haben mich gesehen, Sie haben mich gesprochen, jetzt müssen Sie sich entfernen.“

Die Stimme kam aus einer Fensternische, vor welcher die schweren undurchsichtigen Seidenvorhänge herabfielen. —

„Schenken Sie mir noch einen Augenblick,“ bat eine zweite Stimme.

Mylady Munk erkannte sie; es war die Armfelts.

Ein zwiefaches Gefühl bemächtigte sich ihrer, das der Trauer und der Freude. Man könnte sagen, ein Schmerz durcheilte ihr Herz, während ein Strahl der Befriedigung durch ihre Seele glitt.

Armfelt hatte sie hintergangen, das war Trauer genug, aber sie hatte auch jetzt die Gelegenheit, ihn zu ent-

larven und das war doch immer eine Freude. Sollte sie wagen, die Vorhänge zurückzuziehen und ihm plötzlich gegenüber zu treten.

Sie erschrack vor einer solchen Kühnheit, aber sie streckte ihre Hand aus, ohne jedoch den Vorhang erreichen zu können. Wie festgewurzelt blieb sie auf der Schwelle stehen, ihre Blicke waren auf einen einzigen Punkt gerichtet. Die Vorhänge bewegten sich zitternd, wie von einem leisen Winde, und ein Beben durchzuckte zu gleicher Zeit ihre Glieder. Sie senkte das Auge, aber kaum hatte sie zu Boden geblickt, als sie dicht vor der Draperie einen schneeweißen Handschuh bemerkte. Sie glaubte denselben Handschuh, oder wenigstens einen ganz ähnlichen als den, welchen Armfelt ihr und der Fürstin gezeigt, zu erkennen. Ohne sich zu besinnen, nur von dem ersten Antriebe geleitet, eilt sie hervor ... leicht, geräuschlos, ... und nimmt den Handschuh auf.

Aber kaum ruhte der Handschuh in ihrer Hand, als auch Reue und Schrecken sie überwältigten und sie sich scheu umherblickt, um zu erspähen, wohin sie jetzt fliehen soll. Es war ihr, als habe sie ein Verbrechen begangen. Den Handschuh wollte sie jedoch nicht zurück legen, er war ihr ein Beweis, den sie gegen den Leichtfertigen zu benutzen gedachte.

Sie wußte, daß das Gemälde, welches sie suchte, in einem andern Zimmer hing. Dorthin also ... dorthin.

Schnell und leicht wie eine Gazelle wollte sie sich

entfernen, aber als sie sich umkehrte, blickte sie in zwei große dunkle Augen. In ihrem ersten Erstaunen wußte sie kaum, sei es ein lebendiger Mensch oder eine Marmorstatue, die Ueberraschung oder Verwirrung darstellend. Aber das Bild erhebt sich, und nähert sich ihr schnell, aber stumm. Es war die Oberhofmeisterin, die vertieft in die Betrachtung eines Stahlstiches, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, die Anwesenheit der Lady erst dann bemerkt hatte, als diese sich mit dem emporgehobenen Handschuh entfernen wollte. Die Oberhofmeisterin hatte sie bereits am Arme erfaßt, ehe sie sich von ihrem Erschrecken erholen konnte.

„Unglückliche!" flüsterte ihr die Oberhofmeisterin zu, aber so leise, als fürchte sie ihre eigene Stimme zu hören, „wozu hat die Neugierde Sie verleitet?"

Mylady, die bald wieder zur Besinnung kam, wollte den Vorwurf erwidern, aber die Oberhofmeisterin legte ihre Hand auf den Mund der Lady und führte sie schnell aus dem Zimmer. Mylady begriff nicht, wie ihr geschah, aber unter dem Einflusse einer unerklärlichen geheimnißvollen Handlungsweise beobachtete sie dasselbe Schweigen wie die Oberhofmeisterin. Gleich zwei Schatten schwebten sie dahin.

Als die Oberhofmeisterin die Hand der Lady losließ, zog sie den Handschuh aus derselben und steckte ihn in ihren Gürtel; aber indem der Handschuh aus der Hand glitt, bemerkte Mylady, daß etwas Hartes sich darin ver=

barg. Es war ein kleiner Ring. Wahrscheinlich hatte er sich vom Finger beim Ausziehen desselben abgestreift. Fast unwillkürlich preßte sie ihre Hand um den kleinen Ueberrest des Beweises gegen Armfelt, in der Absicht, unter keinen Umständen den Ring zurückzugeben.

Unterdessen hatten sie sich einer Seitenthür genähert, durch welche Mylady sich entfernen konnte; aber plötzlich hörte man langsame Tritte von der entgegengesetzten Seite.

„Mein Gott!" flüsterte die Oberhofmeisterin, „wir sind verloren!"

„Weshalb?"

„Der König kommt."

Einige Minuten verstrichen in der gespanntesten Aufmerksamkeit, Niemand sprach. Man lauschte. Besonders zeigte sich eine qualvolle Unruhe in den Gesichtszügen der Oberhofmeisterin.

„Was sollen wir thun!" sprach sie. „Es ist keinem Zweifel unterworfen, es ist der König. Es giebt nur diesen Ausgang und den, von wo Sie eintraten. Sie sind...."

Sie unterbrach sich selbst.

„Sie müssen mir behilflich sein, den König schnell durch die Zimmer zu führen, oder ihn zu entfernen."

Mylady begriff, daß sie eine Entdeckung von Armfelts tête à tête fürchtete.

„Aber wenn er entdeckt würde!" dachte Mylady,

„dann bin ich gerächt, und zu gleicher Zeit werde ich erfahren, wer die Unbekannte ist."

Die Eifersucht ras'te noch heftiger als vorher in ihrem Innern.

„Der König ist willkommen!" bemerkte sie. „Ich fürchte Sie nicht länger, Frau Oberhofmeisterin."

„O, auch Sie....?"

Die sonst so fröhliche Oberhofmeisterin schien fast ganz die Besinnung verloren zu haben, einen solchen Schrecken hatte ihr die Annäherung des Königs eingeflößt.

„Wenn Sie mich zum Bundesverwandten wünschen," fügte Mylady hinzu, „so müssen Sie mir sagen, wer die Dame ist, deren Handschuh ich so eben fand."

„Nimmermehr!"

„Auf Ihren Wunsch, Ihnen behilflich zu sein, antworte ich gleichfalls: Nimmermehr! Wozu entschließen Sie sich?"

„Sie haben meine Antwort gehört."

König Ferdinand trat jetzt ein. Zum Glück war er allein und dieser Umstand hielt noch den Muth der Oberhofmeisterin aufrecht.

Die Geschichte legt Ferdinand weder Geist noch Scharfsinn bei. Eine vernachlässigte Erziehung hatte seine geistigen Anlagen unentwickelt gelassen. Er war einer der religiösesten Männer seiner Zeit, d. h. hinsichtlich der Gebräuche und äußern Ceremonieen der katholischen Kirche. Es gebrach ihm auch nicht an Muth und Ausdauer, näm-

lich wenn es zu jagen oder zu fischen gab. Unermüdlich nach diesen beiden Richtungen hin, ermüdete er sofort, wenn die Rede von Staatsangelegenheiten war. Seine Gemahlin Maria Carolina regierte denn auch mehr, als er und lenkte ihn in einem noch höhern Grade, als er seine Jagdhunde. Insofern, daß sie ihren Gemahl jeder Sorge um die Regierung überhob, war sie auch wirklich eine vortreffliche Frau.

König Ferdinands Aeußere war übrigens nicht ohne Würde. Seine Stirn war hoch und breit, aber nur Hartnäckigkeit, nicht Entschlossenheit, lag auf derselben. Die Augen waren groß, aber rollten langsam und es fehlte ihnen an dem Feuer des Genie's. Die Nase war groß, nicht übel geformt, aber drückte nichts destoweniger Schwäche und Gleichgiltigkeit aus; die Lippen waren voll, aber schlaff. Er trug zwar seinen Kopf gut, aber aus Gewohnheit, nicht im Gefühl seiner königlichen Würde. Das Gesicht war oval, aber die Züge ohne Kraft und Ausdruck.

Als die Thür aufging und der König die Schwelle betrat, ertönte ein fröhliches herzliches Gelächter von Armfelt und der Unbekannten hinter dem Fenstervorhange im innern Zimmer.

Mylady bemerkte, daß die Oberhofmeisterin erblaßte und schwankte.

Aber ihre Seele war dessen ungeachtet nicht so schwach wie ihr Körper.

„Gnade, Ew. Majestät! Gnade!“ rief sie und warf sich dem König zu Füßen.

Sie rief laut genug, um von Denjenigen gehört zu werden, die sie dadurch ersichtlich vor einer drohenden Gefahr warnen wollte. Das Gelächter verstummte auch sogleich. —

Der König blieb stehen, überrascht von dem Aussehen und den Worten der Oberhofmeisterin.

„Ma chère, was heißt das? Gnade rufen Sie? Wäre es nicht eher an mir, Gnade aus Ihren Augen und Ihnen zu Füßen zu erflehen.“

„Majestät, ich....“

„Fürchten Sie nichts, Oberhofmeisterin. Sagen Sie mir, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Gewiß ist es eine Last, von welcher ich Sie mit Freuden befreie.“

„Ich ... ich....“

„Sie stammeln!“ lächelte Ferdinand. „Ich errathe schon, was Ihnen fehlt.“

„Sie errathen, Majestät?“

„Sie lieben, gnädige Frau.“

In Neapel und überhaupt in Italien spricht man weniger ungenirt von seiner Liebe, als anderswo. Ein Schriftsteller erzählt, daß man z. B. die Bemerkung macht, daß der und der liebt, gerade wie man im nördlichen Europa sagt, daß der und der krank ist.

„Ach nein ... nein, Majestät.“

Die Oberhofmeisterin hatte beschlossen, es koste, was

es wolle, den König zu vermögen, sich auf demselben Wege zu entfernen, auf dem er eingetreten war; sie hatte auch bittend den Saum seines Rockes gefaßt, um sein Weiterschreiten zu verhindern, ohne daß sie jedoch wußte, was sie erbitten wollte. Sie stammelte auch, als sie die Frage des Königs beantworten sollte.

Mylady war mit klopfendem Herzen der Oberhofmeisterin gefolgt und hatte auch sofort ihren Gedankengang durchschaut, aber ihre verletzte Eitelkeit erlaubte ihr nicht, der Erschrockenen zur Hilfe zu eilen.

„Die Oberhofmeisterin ist durch das, was geschehen ist, zu aufgeregt," fiel nun auch die Lady ein, „aber wenn Ew. Majestät mir erlauben wollten...."

„Reden Sie, Gräfin, reden Sie!"

Mylady fühlte sich einen Augenblick glücklich. Sie besaß ja jetzt die Macht, nach ihrem Gutdünken zu handeln. Die erste Stimme ihres Herzens war auch die der Eifersucht.

Eine heftigere, zu gleicher Zeit aus den entgegengesetztesten Elementen bestehende Leidenschaft wie die Eifersucht giebt es nicht.

Mylady wünschte gerade keine fürchterliche Rache an Armfelt zu nehmen; die Vorstellung, ihn entlarven zu können, schmeichelte ihr nur.

Als der König sie zu reden bat, näherte sie sich ihm sofort.

„Wenn Ew. Majestät mir folgen wollen, werde ich

Ihnen zeigen, weshalb die Oberhofmeisterin Ihnen zu Füßen gefallen und um Gnade gebeten hat."

„Ich folge Ihnen, Gräfin."

Ihr Blick fiel auf das kleine Gemälde, das sie der Gesellschaft zu zeigen versprochen hatte.

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich das Gemälde herabnehme?" frug sie und bemächtigte sich desselben, ohne auf die Antwort des Königs zu warten.

„Wohin führen Sie mich?" fuhr der König fort. „Von Ihrer schönen Hand lasse ich mich überallhin leiten."

„Kommen Sie, Majestät."

Die Oberhofmeisterin hatte sich erhoben und folgte jetzt jeder Bewegung der Lady mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Die verschiedenartigsten Gefühle malten sich in ihrem Antlitz. Ihr Schicksal schien in diesem Augenblicke in der Hand der Lady zu ruhen, ohne daß sie jedoch wußte, ob sie in dieser eine Bundesverwandte oder eine Feindin besitze. —

Als indessen die Lady und der König sich der Thür des innern Zimmers näherten, fürchtete sie das Schlimmste und wollte ihnen voraneilen, um auf jedwede Weise ihm den Weg zu versperren; aber sie kam zu spät, der König trat schon ein.

Mylady warf einen Blick der Befriedigung um sich, die schöne Stunde war ja da, in welcher sie ihre Nebenbuhlerin kennen lernen sollte.

Sie brauchte nur den König auf die Fensterdraperie hinzuweisen und seine Hand würde sie sofort trennen. Sie genoß ihren Triumph im Voraus, während sie noch immer die geschlossenen Vorhänge betrachtete, deren dichte, weiche Falten das Geheimniß verbargen, welches sie so sehr interessirte.

Sie hatte den König bis zur Mitte des Zimmers geführt, um von hier aus besser Alles, was möglicher Weise geschehen könnte, zu beobachten.

„Sie bleiben stehen, Frau Gräfin?“ bemerkte Ferdinand.

Mylady antwortete nicht, aber sie warf einen triumphirenden Blick auf die Oberhofmeisterin, als wolle sie noch einmal versuchen, sie zu durchschauen.

Die Fenstervorhänge bewegten sich in diesem Augenblicke langsam und zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Im Uebrigen war es hinter denselben so stumm wie im Grabe.

Die Bewegung der Draperie schien der Oberhofmeisterin neues Leben zu verleihen. Mit einer Eile, als wenn sie plötzlich aus einem Traume erwacht sei, warf sie sich zwischen das Fenster und den König, indem sie vor dem letzteren niederknieete.

„Ich habe etwas Wichtiges Ew. Majestät zu entdecken,“ sagte sie, „aus Gnade folgen Sie mir von hier, und ich werde Ihnen Alles sagen ... folgen Sie mir.“

„Majestät,“ bat Mylady, „um Alles in der Welt, bleiben Sie!“

„Zum ersten Male in meinem Leben bitte ich Ew. Majestät um eine Gnade: Folgen Sie mir.“

Mylady ergriff den Arm des Königs.

Ferdinand blickte die Damen erstaunt an; sie schienen ihm Beide unerklärlich.

„Ich begreife nicht ... ich verstehe nicht....“

„Sie werden mich bald verstehen, Majestät,“ fiel die Lady ein. „Bleiben Sie nur noch einen Augenblick.“

„Alles! Alles wird Ihnen verständlich werden, Majestät,“ bemerkte dagegen die Oberhofmeisterin, „wenn Sie mir nur folgen wollen.“

Der König zögerte.

Die Oberhofmeisterin sprang empor und auf die Mylady zu.

Ihr sonst so fröhliches, frisches Antlitz war jetzt leidenschaftlich und scharf.

„Bedenken Sie wohl, was Sie zu thun beabsichtigen,“ rief sie.

Der König begriff weder die beiden Damen noch den Grund einer Feindseligkeit, die plötzlich alle ältern freundschaftlichen Bande zwischen ihnen zerrissen hatte. Sein Blick schweifte fragend von der Einen zu der Andern.

„Majestät,“ begann Mylady, „ich habe eine heimliche Liebe entdeckt.“

Der König wandte sich bei diesen Worten sofort gegen sie und betrachtete sie mit mehr als gewöhnlichem Interesse.

„Eine heimliche Liebe!“ wiederholte er; „ich verstehe … ich verstehe … eine heimliche Liebe.“

Es ist nicht ungewöhnlich, daß man gerade das zu verstehen glaubt, was man gar nicht begreift, dies war wenigstens in diesem Augenblicke mit König Ferdinand der Fall.

„Ach ja! Majestät, eine Liebe, die der größten Aufmerksamkeit werth ist, die …“

„Ah! Frau Gräfin, wirklich!“

„Folgen Sie mir, Majestät, ich flehe Sie darum an!“ fiel die Oberhofmeisterin ein. „Sie sollen Alles erfahren … nur seien Sie gnädig, Majestät, und folgen Sie mir … auf meinen Knieen bitte ich Sie darum.“

Angst und Verzweiflung preßten glänzende Schweißtropfen auf der Stirn der Oberhofmeisterin hervor. Mylady dagegen blickte ruhig und stolz um sich. Aber ein neues Zittern der Fensterdraperie und ein Seufzer hinter demselben — ein Seufzer voll des tiefsten Schmerzes — schien sie etwas zu verstimmen. Sie schien sich auch zu besinnen, es war, als überlegte sie bei sich selbst; was sie dachte … wer kann es wissen … aber ein schelmisches Lächeln umspielte ihre Lippen, und während ihre Augen noch auf der Oberhofmeisterin ruhten, streckte sie ihre Hand gegen die Fenstervorhänge aus.

„Majestät,“ fuhr sie fort.

Der König war zu sehr von der sichtlichen Spannung zwischen den Damen iu Anspruch genommen, um der

Richtung ihrer Hand zu folgen. Mit Erstaunen betrachtete er bald die Eine und bald die Andere.

„Ich habe ein Liebesverhältniß entdeckt, Majestät."

Die Neugierde des Königs nahm in demselben Grade zu wie die Angst der Oberhofmeisterin. Das schelmische Lächeln verließ die Lippen der Lady nicht.

„Ein Liebesverhältniß, so merkwürdig wie originell."

„Mylady!" rief die Oberhofmeisterin.

„Ein Liebesverhältniß, von welchem die Zeitungen Europa's bald mit Erstaunen reden werden."

Die sonst so klare und ruhige Stirn des Königs legte sich zum ersten Male seit vielen Jahren in finstere Falten.

„An meinem Hofe?" frug er.

„Ja, Majestät, an Ihrem Hofe."

„Weiter, weiter. ..."

Ferdinand begann fast heftig zu werden.

„Soll ich Ihnen den Verbrecher nennen, Majestät? dann müssen Sie mir auch versprechen, ihn nach Verdienst zu bestrafen."

„Ich verspreche es. Wer ist er?"

„Baron Armfelt, Majestät."

„Armfelt ... fahren Sie fort...."

„Er liebt....?"

Mylady zögerte, als überlege sie noch.

Es herrschte eine Stille im Zimmer, die beinahe Furcht einflößte.

„Er liebt," wiederholte Mylady, „eine Dame, deren Schönheit die aller Anderen übertrifft, deren Hände so schön, so klein, so weich sind:..."

Der König wurde immer finsterer.

„O, Sie müssen ihn bestrafen, Majestät, er liebt...."

„Wen?"

Die Oberhofmeisterin stützte sich an einen Stuhl, um nicht zusammen zu brechen.

„Er liebt ... dies Portrait, Majestät," und sie deutete auf die weibliche Gestalt des Gemäldes.

Ein Ausruf der fröhlichsten Ueberraschung entschlüpfte den Lippen der Oberhofmeisterin.

„Er liebt ... das Mitleid, und ... wird wahrscheinlich wieder von dem Mitleid geliebt."

Die Art und Weise, in welcher sie diese Worte sprach, verlieh ihnen eine Bedeutung, welche die Anwesenden, mit Ausnahme des Königs, nur zu gut verstanden.

Der König hatte allerdings einen andern Ausgang erwartet; als aber Mylady ihm das Gemälde hinhielt, nahm er die Sache als einen Scherz und lachte herzlich.

„Aber, Ew. Majestät haben mir versprochen, ihn nach Verdienst zu bestrafen."

„Sie vergessen, daß er nicht mein Unterthan ist," bemerkte der König wieder freundlich.

„Das ist wahr, aber bestrafen Sie ihn nach Umständen."

„Und welche Strafe würden Sie mir vorschlagen?"

„Ew. Majestät wissen, daß Armfelt verheirathet ist.“

„Ja wohl.“

„Es ist Strafe genug, Ew. Majestät, wenn man verheirathet ist und doch eine Andere liebt…“

„Allerdings.“

„Erlauben Sie ihm also, Majestät, diese Andere zu lieben.“

„Außerordentlich gern. Ja, ja, ich erfülle Ihren Wunsch und verspreche, was sein Liebesabenteuer betrifft, ein Auge zuzudrücken. Wo ist Baron Armfelt? Ich muß ihn sprechen … Sie erlauben mir doch, daß ich ihn ein wenig aufziehe?“

„Des Mitleids wegen, Majestät.“

„Kommen Sie … kommen Sie.“

„Ich bin gerächt!“ dachte Mylady; „ich habe die Macht gehabt, ihn zu bestrafen und habe Gnade für Recht ergehen lassen; noch mehr, ich habe ihn eine volle Viertelstunde in der qualvollsten Ungewißheit über meine Absicht gelassen.“

Die Oberhofmeisterin war zu sehr erschüttert, um sogleich ihre gewöhnliche fröhliche Ruhe wieder zu gewinnen; sie hatte aber einen tiefen Blick in das Herz der Lady geworfen, den Kampf gesehen, der dort geras't, und sie bewunderte jetzt auch um so mehr das edle Gefühl, das endlich den Sieg über ihre Leidenschaft davon trug.

In der besten Laune begab sich der König zu der übrigen Gesellschaft, wo er scherzend erzählte, daß Armfelt

sich in eines der bezaubernden Meisterwerke Schidoni's, „das Mitleid", verliebt habe, dessen lilienweiße Hände auch allgemein den Preis über Guido's Aurora gewannen.

Armfelt trat fast zu gleicher Zeit als der König in den Saal ein.

Mit einem Lächeln, das nur die Lady verstand, ging er auf den Scherz ein, der jetzt von allen Seiten über ihn ausgeschüttet wurde.

Der König hielt noch das Gemälde in seiner Hand, als man die Königin anmeldete.

„Majestät," begann der König, sich an seine Gemahlin wendend, „wir haben eine Liebesintrigue an unserm Hofe entdeckt. Bewundern Sie unsern Scharfsinn ..." und der König erzählte darauf nochmals, was der Leser bereits weiß.

„Armfelt," fügte der König hinzu, „ich verstehe Ihre Wahl und Ihren Geschmack, und als einen Beweis davon schenke ich Ihnen dieses Gemälde. Placiren Sie dasselbe über Ihren Arbeitstisch."

„Ich liebe das Mitleid, Majestät, aber nicht an meinem Arbeitstische."

„So hängen Sie das Gemälde über Ihr Bette."

„Auch dort ... liebe ich das Mitleid nicht."

Die schöne Tochter der Kaiserin Marie Theresie war bei dieser Scene eine stumme, aber aufmerksame Zuhörerin. Sie lächelte.

Eine Stunde später näherte sich Armfelt Mylady Munk. —

„Das Herz macht das Weib liebenswürdig!“ sprach er; „das Genie macht es bezaubernd; Sie, Mylady, sind sowohl das Eine wie das Andere.“

Mylady drückte den kleinen Ring fest in ihrer Hand, als Armfelt sie verließ.

„Früher oder später,“ dachte sie, „wird dieser Ring mir schon sagen, wer meine unbekannte Nebenbuhlerin ist.“

Als der Hofzirkel im Begriff war sich aufzulösen, wandte der König sich an Prinzessin Sophia Albertina.

„Ew. Hoheit folgen uns ja heute Abend auf die See. Sie werden erfahren, daß es kein größeres Vergnügen giebt, als zu fischen.“

Ehe wir Ferdinand den Vierten, König der beiden Sicilien, auf dem glänzenden Fischzuge begleiten, durch welchen er auch Andere zu amusiren glaubte, wollen wir einen kurzen Besuch bei Vincent machen.

Franz Piranesi, der eigentliche Spion der Vormundschaftsregierung in Italien, prahlt öffentlich in seinen merkwürdigen Briefen an den General Johann Acton mit seiner in System gesetzten Spionage auf Kosten der schwedischen Krone gegen Armfelt.

Was diese von Reuterholm eingerichtete Spionage Schweden kostete, ist nicht mit Zuverlässigkeit ermittelt,

aber so viel wissen wir, daß Piranesi damit prahlte, daß ein einziger seiner Spione in drei Tagen vierhundert Dukaten durchgebracht hatte, und eben so gewiß ist es, daß eine solche Spionage selbst den ehrenhaftesten Mann auf das Schaffot bringen kann.

Die Geschichte kennt noch nicht vollständig die Maschinerie dieser eben so kühn wie fein gelegten Schlinge und wir haben uns erlaubt, unter die bekannten Thatsachen einige romantische zu verweben. Zum Behuf dessen haben wir uns Vincents Person so gedacht, wie wir sie zeichneten, und Vincent ist in solcher Weise derjenige, der Piranesi lenkt, obwohl dieser kaum eine Ahnung davon hat.

Indem wir zu Vincent zurückkehren, liegt er auf seinem Bette, wie es scheint, leidend an seiner Brustwunde. Das Bett steht vor der halboffenen Thür, so daß er jeden Besuch bei Armfelt beobachten konnte.

„Sie müssen mir Ihre Ansichten sagen.“

„Sehr gern, Herr Graf; sehr gern,“ sprach Vincent und hustete dabei wie ein Kranker.

„Ich habe Ihnen meine Absichten gegen Fräulein Posse und Baron Armfelt anvertraut, und ich wünsche Ihr Urtheil darüber zu hören.“

„Ihr Plan ist gut und muß glücken, wenn er nur mit Geschicklichkeit ausgeführt wird. Verzeihen Sie mir, daß ich wortkarg bin, aber ich bin krank und vermag kaum zu reden.“

Vincent war auch in der That von einem nicht unbedeutenden Wundfieber ergriffen.

Adlerstjerna ging schweigend einige Male im Zimmer auf und ab.

„Und Sie haben schon mehrere Depeschen an Reuterholm abgesandt?“ nahm er wieder das Wort, um auf einen neuen Gegenstand zu kommen.

„Ja, Herr Graf, ja.“

„Sie sagen, daß Sie Armfelt gefaßt haben und Ihrer Sache gewiß sind?“

„Allerdings.“

Adlerstjerna ging auf's Neue im Zimmer auf und ab und stützte den Kopf in die rechte Hand, als wenn er etwas Wichtiges überlege.

„Er zögert!“ bemerkte er darauf.

„Nur noch einige wenige Minuten. Wenn die Uhr voll schlägt, wird er hier sein.“

„Es scheint, als wüßten Sie Alles im Voraus.“

Ein mattes Lächeln verbreitete sich über Vincents blasse Züge.

„Ich kann mir diese Allwissenheit nicht erklären.“

„Nicht? Und doch wissen Sie jetzt selbst, Herr Graf, daß Armfelt heute Nacht eine Unannehmlichkeit treffen wird.“

„Das ist was Anderes. Ich habe ja selbst diese Unannehmlichkeit vorbereitet.“

„Sehen Sie ...“

Sinnend ging Adlerstjerna noch immer im Zimmer umher. Als er stehen blieb, befand er sich zufälliger Weise vor einem Spiegel. Bei dem Anblicke seines eigenen Gesichtes spielte ein höhnisches Lächeln um seine Lippen, aber in demselben lag diesmal ein tiefer, bitterer Schmerz.

„Sie betrachten sich selbst," bemerkte Vincent, „und Ihr Blick scheint ironisch zu sein."

Adlerstjerna antwortete mit einem unangenehmen halblauten Lachen. Dasselbe klang fast, als wenn die Saite eines schlechten Instruments spränge.

„Sie lachen!" fuhr Vincent fort.

„Muß ich nicht lachen," erwiderte Adlerstjerna. „Was sind wir? was werden wir? Wenn ich mich betrachte, gedenke ich dessen, was ich noch vor einigen Jahren war. Mein Gott, wie anders ist es jetzt! Damals wohnte noch Friede in meinem Herzen, und Hoffnung in meiner Seele, damals glaubte ich noch an eine allweise, lenkende Vorsehung, jetzt ... muß ich nicht lachen? ... Fluch dem Schicksale, das uns mit Füßen tritt, nachdem es unsere Herzen geplündert hat. Es härtet uns, bis wir verhärtet sind. Wozu nützt es wohl, ein ehrlicher Mann zu sein? Ein Schurke kommt eben so weit und weiter, weil er kein Gewissen hat. Wäre es nicht besser, wir wären geborene Schurken, als daß die Welt uns allmählig dahin bringt? Diese Wiedergeburt unserer Seele und unsers Herzens ist eigentlich weiter nichts, als ein

wenig Dummheit, die von selbst durch gewonnene Erfahrung verschwindet. Es lebe die Erfahrung, Herr Vincent, und das Hohngelächter auf den Gräbern der guten Menschen!"

Vincent blickte ihn mit Befriedigung an, weil in dieser Rede etwas enthalten war, was ihn nicht unangenehm berührte. Vincent besaß einen moralischen, oder ursprünglich religiösen reinen Sinn, aber diese Religiosität war nur der natürliche Instinkt des guten Herzens, und hatte sich durch Forschung und Studium nicht zu einer wahren Lebensphilosophie, zur Gesinnung entwickelt. Er vermißte nicht so zu sagen einen festen Boden, aber dieser Boden war nie bebaut worden und trug deshalb keine wirklichen Früchte. Vincent war, was man einen religiösen Naturmenschen nennen konnte. Adlerstjerna dahingegen war ein Geschöpf einer moralisch entnervten Zeit. Bei dem Erstern finden wir ein Herz, das aus natürlicher Neigung für das Rechte und Edle schlägt, bei dem Letzteren nur die äußeren Ehrengesetze und einen offenen Blick für das, was die Welt Sitte nennt.

Obgleich sie also sehr verschieden waren, standen sie einander doch so nahe, daß sie ihre inneren Regungen leicht verstanden und denselben lauschten.

„Man spricht von einer ewigen Gerechtigkeit auf Erden," fuhr Adlerstjerna fort, „eine schöne Gerechtigkeit. Das heißt, sich selbst zu helfen, sonst wird man ohne Gerechtigkeit sein. Liegt wohl mein Schicksal in meiner

eigenen Hand? Mein Glück, meine Ehre, selbst mein Glaube an den Himmel ruht in der Brust eines Weibes. Von ihrer Laune hängt mein ganzes Leben ab. Der Verrath des Weibes im Paradiese kam über das ganze Menschengeschlecht, und dieser Verrath wird heute noch fortgesetzt. Die Liebe sollte den Egoismus verbannen, aber sie gebiert und entwickelt ihn. Lieben sollte unser Glück sein, und ist unser Unglück. Die Welt hat sich in ein Labyrinth falscher Prämissen und Conclusionen verirrt, der Haß erbt den Platz der Liebe in unserer Brust. Der Hohn nimmt die Stelle des gewöhnlichen Wortes auf unseren Lippen ein. Das herzliche, wohlwollende Lächeln verwandelt sich in Grinsen. Was ist anders zu thun, als seinen eigenen Weg zu gehen, und sowohl die Gegenwart wie die Zukunft zu verlachen! Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Wenn Zeit und Vernunft einmal alle die schönen moralischen Leckerbissen verzehrt haben, wird eine neue Moral und eine neue Religion aus diesem einzigen Sprichworte entspringen."

In Vincents Lage war es ihm gleichsam ein Trost, daß ein Anderer seine Sache der Vorsehung gegenüber führte, denn diese hielt ihn noch fest, wenigstens mit den äußersten Flügelspitzen des Gewissens. Er reichte auch Adlerstjerna dankbar die Hand, ohne jedoch ein Wort zu äußern.

In demselben Augenblicke schlug die Wanduhr.

„Hören Sie, die Uhr schlägt," bemerkte Adlerstjerna,

„aber Armfelt kommt nicht, obgleich Sie es versprochen."

„Hören Sie denn nicht die Tritte auf der Treppe?"

„Wahrhaftig, ja, Sie haben recht, er kommt."

Armfelt hatte so eben den königlichen Palast verlassen und wollte sich nur in der Absicht nach Hause begeben, um sich für die Lustpartie zur See umzukleiden. Als er an Vincents offener Thür vorüberging, grüßte er den Kranken freundlich. Adlerstjerna benutzte diese Gelegenheit und bat ihn um ein Gespräch unter vier Augen.

„Herr Baron," begann er, als er sich in Armfelts Zimmer befand, „ich weiß zwar nicht, ob ich recht oder unrecht thue, wenn ich mich bei Ihnen einstelle."

Er schwieg, um zu sehen, welche Wirkungen seine Worte hervorbringen würden, aber er entdeckte keine Veränderung in Armfelts Zügen.

„Ehe ich zu dem Gegenstande übergehe, der mich eigentlich hierher geführt hat, muß ich Ihnen meinen Dank dafür aussprechen, Herr Baron, daß Sie mich nicht auf die lügenhafte Anklage dieses Kerls, dieses Zampa relli, blosgestellt haben ... ich sollte einen Vertrag mit ihm gegen Fräulein Louise Posse eingehen!"

„Lügenhafte Anklage!"

Armfelt runzelte die Stirn.

„Ich bin gerade hierher gekommen, Herr Baron,

um das, was ich sage, zu beweisen. Sie dürften vielleicht wissen, daß ich Fräulein Posse liebe."

„Ich habe davon gehört."

„Fräulein Posse weiß selbst am besten, daß ich sie liebe, obgleich sie allerdings meine Neigung nicht ermuntert. Wohlan, Herr Baron, ist es denkbar, daß man ein Bündniß mit einem gemeinen Banditen gegen eine Person schließen sollte, die man liebt."

Armfelt zuckte mit den Achseln.

„Aber das Schreiben, das Schreiben, das er uns zeigte?"

„Ueber Ihr Schreiben erstaunte ich eben so sehr, wie Sie, und fühlte mich wirklich augenblicklich wie vernichtet. Die Handschrift war die meine ... war der meinen ähnlich, das gestehe ich, aber um so unmöglicher war es mir auch, sofort zu beweisen, daß sie falsch sei."

„Ich sehe nicht ein, welche Interessen hier ..."

„Interessen, fragen Sie, Herr Baron! Ich habe Grund zu fürchten, daß eine entsetzliche Intrigue mich mit ihrem feinen Netze umspinnt, eine Intrigue, die gleichfalls Fräulein Posse betrifft."

„Sie sollten der Gegenstand eines dunkel angelegten Planes sein? Ich verstehe. O, auch ich weiß, wie die Intrigue mit gezücktem Dolche sich im Stillen um mich her schleicht, ohne daß ich hinter der lauernden Maske das schuldige Gesicht zu entdecken vermag."

„Ich glaube ..."

„Reden Sie, Herr Graf und haben Sie Vertrauen zu mir.“

„Sie wissen, daß der Trabant Döring Fräulein Louise liebte.“

„Nun …“

„Er ist in Neapel, Herr Baron.“

Armfelt glaubte, daß Niemand von dieser Thatsache Kenntniß habe und war sehr überrascht, dieselbe von Adlerstjerna's Lippen zu hören.

„Er ist hier!“ wiederholte dieser, „hier, verkleidet und unter einem fremden Namen.“

„Und in welchem Zusammenhange sollte dies mit Fräulein Posse's Entführung stehen?“

„Liebe und Thorheit, Herr Baron, sind Geschwister gewesen, seit Adam und Eva aus dem Paradiese verjagt wurden. Wozu dieser fremde Name und diese Verkleidung?“

„Was Sie sagen!“

Armfelt wollte aus politischen Gründen nicht wissen, daß Williams sich in Neapel aufhielt.

„Noch mehr, Herr Baron,“ fuhr Adlerstjerna fort, „weshalb hat er sich gerade jetzt hier eingefunden?“

„Die Sache ist allerdings etwas zweideutig.“

Wenn auch Armfelt die Veranlassung von Williams Anwesenheit in Neapel weit besser als Adlerstjerna kannte,

so war es doch immer möglich, daß er auch private Absichten hegte. Auch Armfelt glaubte, daß Liebe und Thorheit Geschwister seien.

„Irre ich mich nicht,“ fiel Adlerstjerna ein, „so wird unter solchen Umständen eine Verfälschung meiner Handschrift erklärlich. Döring haßt mich. Die Entführung in meinem Namen zu bewerkstelligen und für den Fall einer Entdeckung den Schatten auf mich zu werfen, während man die Beute für sich behält, ist gerade kein übles Spiel.“

„Sollte es möglich sein? Aber Willjams ist ja nach Rom gereis't ...“

Armfelt versprach sich, indem er hierdurch auch seine Kenntniß von Willjams Anwesenheit an den Tag legte, aber Adlerstjerna bemerkte es nicht.

„Verreis't also! das mag sein! aber man braucht hier nur kurze Zeit, um über die Entführung eines Mädchens mit einem Banditen einig zu werden, und es wäre keine üble Vorsichtsmaßregel, sich selbst zu entfernen, während die That ausgeführt wird.“

Armfelt ging immer mehr auf Adlerstjerna's Auffassung ein. Die Liebe war ihm zu geläufig, als daß er hierin ein eigentliches Verbrechen erblicken konnte.

„Ihre Darstellung der Sache,“ bemerkte er jedoch, „gründet sich nur auf Muthmaßungen.“

„Ich kann es nicht leugnen, aber ich will Ihnen noch etwas sagen. Um der Intrigue auf die Spur zu

kommen, habe ich in den letzten Tagen nach Zamparelli umhergespürt."

„Er starb also nicht an der Wunde, die ich ihm beibrachte?"

„Die Wunde blutete mehr, als sie gefährlich war. Ich sagte, daß ich ihm auf der Spur sei, und es ist mir wirklich auch geglückt, einen neuen kühnen Plan zu entdecken, um dessen willen ich gerade zu Ihnen komme, Herr Baron."

„Einen neuen Plan?"

„Wie ich Ihnen sage. Man beabsichtigt nämlich, heute Abend oder heute Nacht, während des Fischfestes, Fräulein Posse, und zwar vor den Augen des ganzen Hofes, zu entführen."

„Welche Kühnheit! Sollte man es wagen?"

„Ich schwöre, daß wenigstens ein solcher Versuch gemacht werden wird."

„Sie beschwören es?"

„Meine gekränkte Ehre hat mir geboten, alle Mittel zu benutzen, um dem falschen Spiele auf die Spur zu kommen, und ich weiß, was ich sage, und Sie müssen mir behilflich sein, dieser Gefahr zuvorzukommen."

„Allerdings. Bauen Sie auf mich. Wir müssen Fräulein Posse überreden, keinen Theil am Zuge zu nehmen."

„Nein, Herr Baron, das geht nicht. Sie muß gerade da sein, damit sie sich von der Wahrheit meiner

Worte überzeuge und die Intrigue entschleiert werde. Meine Ehre erfordert es."

„Wir müssen sie mit einer sichern Wache umgeben."

„Eine Wache, die jedoch nur aus der Entfernung sie beschützt, damit ihre Feinde sich einbilden, sie seien nicht beobachtet."

„Ja, ja."

„Glauben Sie nun noch, Herr Baron, daß Zamparelli's Anklage gegen mich wahrscheinlich ist?"

„Nein, Herr Graf, nein."

„Ich danke jedoch Gott für diese Anklage, weil sie die Veranlassung gewesen ist, daß ich die dem Fräulein jetzt drohende Gefahr entdeckt habe."

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Graf, und wenn ich Ihnen jemals Unrecht gethan habe, bitte ich Sie jetzt um Verzeihung."

„Wollen Sie auch, Herr Baron, meine Unschuld Fräulein Louisen darlegen?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Und Döring, oder wie er sich jetzt nennt, Willjams?"

Adlerstjerna schlug die Augen nieder, als verbiete ihm die Schüchternheit weiter zu reden.

„Ich verstehe Sie sehr wohl, Herr Graf, und versichere Ihnen, daß, wenn dieser Angriff, der Fräulein Louise Posse in demselben Grade kränkt, wie die Königin, die mit ihrer Gegenwart das Fest beehren wird,

zur Ausführung gelangt, dann wird Döring, oder Willjams, wie Sie ihn nennen, sich vor mir zu hüten haben."

Armfelt war aufgebracht. Er liebte selbst jede Liebesintrigue, und würde über eine kühne Entführung nur gelacht und gescherzt haben, aber er verzieh nicht eine beleidigende Kühnheit gegen einen Hof, noch weniger gegen eine Königin ... und vielleicht am allerwenigsten gegen Marie Caroline, die schöne Gemahlin des schwachen Ferdinand.

„Wenn Sie die Verkleidung bedenken, Herr Baron, in welcher Döring hier aufgetreten ist ..."

„Ach ja, Sie sehen wahrscheinlich ganz klar."

In diesem Augenblicke fiel es Armfelt ein, daß Döring, dessen wirkliche Stellung in Neapel er aus politischen Gründen Adlerstjerna nicht entdecken konnte, möglicher Weise selbst bei Admiral Hood seine Absendung nach Neapel veranlaßt haben könnte, um so seinen Plan gegen Louisen auszuführen. Der Gedanke an eine solche überlegte Berechnung steigerte nur Armfelts Verdruß.

„Und es ist wiederum Zamparelli, der diese Gewaltthat gegen Fräulein Posse ausführen soll?"

„Wie Sie sagen, Herr Baron, es ist Zamparelli."

Armfelt maß das Zimmer mit schnellen, heftigen Schritten. Mit Schmerz erinnerte er sich, daß es ein Zamparelli war, der die Banditen an jenem Abende gegen ihn anführte, an welchem Willjams vor dem Thore des Palastes ihn erwartet hatte.

„Eine abscheuliche Treulosigkeit!“ sprach er vor sich hin; „wenn Willjams und Zamparelli im Bündniß mit einander wären!“

Er glaubte die Fäden einer Intrigue in seiner Hand zu haben, und war fest entschlossen, derselben nachzuspüren.

Noch ging Armfelt heftig im Zimmer auf und ab, als es an die Thür klopfte.

„Herein!“ rief er.

Nicht weniger zu Armfelts, als zur Adlerstjerna's Verwunderung trat bei diesem Rufe kein Anderer herein, als ... Willjams.

Adlerstjerna beschränkte sich auf ein stolzes verächtliches Lächeln, während dennoch eine sichtbare Wolke über seine Stirn glitt.

Armfelt blickte Willjams überrascht an und trat einen Schritt zurück. Es schien indeß, als wenn er diese Schwäche sofort bereue, denn ohne Willjams ferner die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, wandte er sich an seinen Kammerdiener.

„Droon!“ rief er, „meinen Mantel!“

Droon warf den Mantel über dessen Schulter.

Daß hier etwas Wichtiges geschehen war, entging Willjams nicht. Er hatte sich einen freundlichen Empfang erwartet, und fühlte sich durch Armfelts Art und Weise beleidigt. Adlerstjerna's Hohn machte dagegen keinen Eindruck auf ihn.

„Herr Baron ...“ begann er.

Armfelt blieb vor ihm stehen und blickte ihn scharf an. Wenn er seinem Gefühle gefolgt wäre, hätte er Willjams sofort aufgefordert, sich zu vertheidigen, aber wenn er seine eigenen Interessen vergessen konnte, durfte er nicht die des Grafen Adlerstjerna übersehen, und diese erforderten, daß erst die Ereignisse der Nacht sich ohne alle Dazwischenkunft entwickelten. Er vermochte jedoch nicht ganz seinen Verdruß zu unterdrücken.

„Herr Lieutenant,“ sprach er, „wenn Sie irgend einen Streich spielen wollen, so hüten Sie sich, mir in die Wege zu kommen.“

Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, verließ er darauf das Zimmer, von Adlerstjerna begleitet, der noch in der Thür einen höhnischen Blick auf Willjams zurückwarf.

Dieser stand noch erstaunt über das Geschehene da. Er sah ein, daß man ihn verleumdet habe, und begriff zu wohl, woher die Verleumdung gekommen sei. Für den Augenblick vermochte er nichts zu thun, hoffte aber den Irrthum bald berichtigen zu können, weil er sich bewußt war, nichts begangen zu haben, was Armfelts Verdruß erregen könne.

Soeben von Rom zurückgekehrt, wohin er, wie wir wissen, dem Abbé d'Heral und Vignes gefolgt war, hatte er sofort seinen Rapport an den General Acton erstattet und war darauf zu Armfelt geeilt.

Willjams hatte immer Armfelt sehr hoch gestellt, und es schmerzte ihn deshalb um so tiefer, von ihm verkannt zu sein. Indessen verließ er jetzt Armfelts Zimmer, um die Oberhofmeisterin aufzusuchen, und zwar in der stillen Hoffnung, auch Louisen zu treffen. Diese Hoffnung war, wenn auch eine Thräne in ihren Augenwimpern glänzte, sein schönster Gedanke.

Als er in die Vorhalle trat, fiel sein Blick in die offene Thür auf Vincents bleiches Antlitz, dessen Augen ihn stierend betrachteten.

Ein unerklärliches Gefühl bemächtigte sich Willjams bei'm Anblicke dieses Mannes.

Die Theilnahme, die dieser Willjams gezeigt, so wie der geheimnißvolle Schleier, mit welchem er sich immer umgeben hatte, gab ihm einen Platz in Willjams Gedächtniß. Aber hierzu kam noch ein anderer Grund. Willjams hatte das Vaterland ohne Hoffnung, ohne alle Möglichkeit zu entdecken oder jemals eine Nachricht darüber zu erhalten, wer seine Eltern seien, verlassen. Nichtsdesto weniger sprach eine innere Stimme immer mahnend von diesen ihm unbekannten Wesen. Manchmal trat Vincent und auch die Fürstin Raszanowsky vor seine Blicke, und das Ereigniß an dem Tage, wo er aus ihrer Hand das reich eingefaßte Portrait erhalten hatte, wies ihn immer mit einem unerklärlichen Gefühle auf sie hin.

„Sollte Vincent mein Vater sein können?“ dachte er oft. „Unmöglich! Vincent hat mir Theilnahme gezeigt,

aber keine väterliche Liebe.“ Und ohne den Grund seines Gefühls erklären zu können, war es ihm widerlich, sich ihn als seinen Vater vorzustellen.

„Und die Fürstin,“ dachte er weiter, „sollte sie meine Mutter sein? ... Pah, das Weib war wahnsinnig ... Aber dieses Portrait, das sie mir schenkte? es würde eher ein Bild meiner Mutter sein. Ja, es ist das Antlitz meiner Mutter. Die Augen blicken mich so freundlich an, der Mund lächelt mir so frisch und mild entgegen. Ja, sie ist es, sie ist meine Mutter! ich muß Vincent sprechen.“

Und doch, als er Vincent in Moriconi's Hotel wiedersah, gab er mit keinem Zeichen seine Anwesenheit kund. Aber damals hatte er auch soeben den Befehl des Generals Acton erhalten, wo möglich ungekannt in Neapel zu verweilen, und fand außerdem Vincent in einem heimlichen Gespräche mit Adlerstjerna.

Sowohl Pflicht wie Gefühl riethen ihm damals von einem Zusammentreffen mit Vincent ab, der in seine Mönchskutte eingehüllt und unter einem fremden Namen ihm überhaupt nicht wenig verdächtig vorkam. Als indessen seine Anwesenheit in Neapel jetzt so unvermuthet Adlerstjerna bekannt geworden, und er gesehen hatte, daß sowohl Armfelt wie Vincent sich ihm anschlossen, glaubte er sein Incognito ablegen zu können.

Er trat also zu Vincent in der Hoffnung ein, wenn

auch etwas später, so doch an demselben Tage noch die Oberhofmeisterin besuchen zu können.

Vincent war zwar jedem seiner Schritte in der Vorhalle gefolgt, aber er hatte ihm durchaus kein Zeichen gegeben, daß er mit ihm zu reden wünsche.

Diese Kälte entging Willjams nicht.

„Die Zeit verändert die Menschen,“ dachte er, „ich habe es bei Armfelt gesehen, ich sehe es jetzt auch hier. Aber gleichviel ... nur bei einer Einzigen hat die Zeit noch keine Veränderung hervorgebracht. Nur die Liebe bleibt sich immer gleich, sie ist die nimmer versiegende Jugendquelle des Herzens!“

Ein leichter Seufzer entschlüpfte seiner Brust.

„Sie kennen mich also wieder?“ begann Vincent, als Willjams sich im näherte; „ich glaubte, ich sei unkenntlich. Der Tod hat bereits einen Wechsel auf mich gezogen, und Sie sehen, daß ich bereit bin, denselben einzulösen. Ich muß wohl. Er hat gute Gründe .... es heißt ja, aus Staub bist Du gemacht, und zu Staub sollst Du wieder werden.“

Seine Stimme war ohne Modulation, hart und rauh.

„Sie sind krank, Vincent, sehr krank!“

„Ich fühle, daß es bald vorbei sein wird. O mein Gott, wie leide ich!“

„Aber um Gottes willen, wie ist das geschehen ... ich ...“

Er wollte sagen, daß er ihn gesund im Hotel Moriconi gesehen, unterbrach sich aber, damit Vincent nicht glauben solle, er habe ihn im Verdacht.

„Blicken Sie her!“ — und er zeigte ihm die Wunde. „Das ist die Folge eines Duells.“

„Eines Duells? mit wem?“

„Fragen Sie einmal bei Gelegenheit ...“

Aber Vincent brach hier schnell ab, weil er nicht Veranlassung zu einem Gespräche über sich zwischen Armfelt und Willjams geben wollte, weil aus einem solchen vielleicht Aufklärungen hervorgehen konnten, die er selbst nicht wünschte.

„Wen soll ich fragen?“

„Niemand!“ antwortete ihm Vincent kurz und trocken.

Das Gespräch war damit zu Ende.

Als Wanja in's Kloster ging, verschwand aus Vincents Seele plötzlich jeder Funke von Menschenliebe. Seine unter dem Schutze der Form der bürgerlichen Gesellschaft immer fortgesetzten Rachepläne gegen Armfelt waren als die Arbeiten seiner letzten Stunden zu betrachten, während er sowohl dem Leben wie dem Tode gegenüber vollkommen gefühllos war.

Die Wunde, wenn auch von dem Arzte mit der größten Sorgfalt gepflegt, zehrte gleichfalls an seinen Kräften. Das Wundfieber war schmerzlich und lang-

weilig, und trug auch dazu bei, ihm Alles gleichgiltig zu machen.

„Als Sie sich in der Hauptstadt Schwedens aufhielten,“ fuhr Willjams nach einer Weile fort, „führten Sie mich einstmals bei der Fürstin Raszanowsky ein. Möchten Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wer diese Dame eigentlich ist, und in welcher Beziehung sie zu mir steht?“

Willjams Stimme zitterte fast, indem er diese Frage that, für so wichtig hielt er sie in diesem Augenblicke. Vincent dagegen richtete sein kaltes Antlitz gegen ihn, ohne daß eine Miene sich in demselben verzog.

„Sie antworten mir nicht?“

Willjams hatte sich über Vincent gebeugt, um keines seiner Worte zu verlieren, aber dieser blieb stumm.

„Auf meinen Knieen bitte ich Sie um eine Antwort. Sie gab mir ein Portrait ... Sie erinnern sich dessen gewiß selbst.“

Willjams bemerkte einen Blitz in Vincents Auge und sah, daß kleine Schweißtropfen auf seiner Stirn hervortraten. Er kämpfte einen gewaltsamen, innern Kampf, und doch blieb sein Gesicht kalt und stolz.

„Das Portrait ...“ fuhr Willjams fort.

„Haben Sie es noch?“ frug endlich Vincent.

„Ich habe es verloren ... aber jeder Zug desselben lebt in meiner Seele, und wird ewig dort leben. Wen stellte dies Portrait dar? Stellte es ...“

Willjams Stimme wurde immer bebender und weicher.

„Stellte es nicht meine Mutter vor?“

„Fragen Sie die Gräber.“

Von Wanja betrogen, hatte Vincent ohne Liebe gelebt; er meinte, die Mutter könne auch ohne den Sohn, der Sohn ohne die Mutter leben, das sei auch eine Strafe. Vincent war grausam geworden, als er aufgehört hatte, schwankend und leidenschaftlich zu sein.

Sein Herz klopfte jedoch heftig, wenn auch sein Gesicht kalt blieb. Haß und Liebe kämpften nochmals in seinem Innern, aber keines von beiden siegte.

„Lieber als daß Sie in dem Beinhause der Erinnerung nachforschen, wo Sie doch nie die Gebeine Derjenigen, die Ihnen das Leben schenkten, hervorsuchen werden,“ sprach er endlich, „will ich Ihnen einen Rath geben.“

Vincent wollte nicht länger über diesen ihn so ergreifenden Gegenstand reden, und beeilte sich deshalb, einen neuen vorzuführen.

„Einen Rath?“

Willjams blickte Vincent unverwandt an. Es war etwas in dem Wesen dieses Mannes, das in Willjams die Vorstellung hervorrief, daß er, nur er, die wirkliche Auflösung des dunkeln Räthsels seines Lebens kenne.

„Sie lieben ja noch immer Fräulein Posse?“

Willjams antwortete nicht, er betrachtete nur Vin-

cent. Der Name Louisens führte ihn an den geheimsten Ort seines Herzens, über welchen noch die Morgensonne des Lebens durch die Nebel hervorbrach.

„Sie antworten mir nicht? — Sollten Sie augenblicklich ein wohlbemanntes Boot zur Disposition haben?"

„Fräulein Posse?" wiederholte Willjams jetzt.

„Haben Sie ein wohlbemanntes Boot zur Verfügung, frage ich?"

„Ein Boot! — Was soll ich mit einem Boote?"

„Antworten Sie mir! Haben Sie eins?"

„Wenn es nöthig ist, habe ich eins."

„Wissen Sie, daß der Hof heute Nacht eine Lustfahrt, einen Fischzug beabsichtigt?"

Willjams erhob sich, ohne seinen Blick von Vincent abzuwenden. Er glich in diesem Augenblicke einem Automaten, der nur durch Vincents Worte in Bewegung gebracht wurde.

„Sie meinen," bemerkte er endlich, „daß ich sie alsdann würde treffen können ...?"

„Nein, ich meine, daß Fräulein Posse in der größten Gefahr schwebt."

„In Gefahr?"

„In der größten Gefahr, sage ich."

„Ich verstehe. Ich brauche ein Boot ..."

Bei dem Gedanken, daß eine Gefahr Fräulein Posse bedrohe, dachte er nicht weiter daran, seinen Eltern nachzuforschen. Diese waren ihm noch immer nur flüchtige

Traumbilder, Louise dagegen die schönste Wahrheit seines Herzens.

„Um sie zu retten, ja."

„Ich eile ..."

„Wohin?"

„Nach dem Hafen ..."

„Aber Sie sind nicht bei Hofe vorgestellt."

„Ich kenne meine Pflicht."

„Aber Sie wissen noch nicht, welche Gefahr sie bedroht."

„Reden Sie, reden Sie!"

„Man will sie entführen."

Willjams hatte kaum Zeit, Vincents letzte Worte anzuhören, so plötzlich sprang er empor und eilte aus dem Zimmer.

Vincent folgte ihm mit einem Lächeln, aber hinter demselben lag ein Ausdruck der tiefsten Melancholie.

„Wie anders hätte es nicht sein können!" murmelte er.

Von dem königlichen Palaste gelangt man nach der Seeseite zu in die Stückgießerei, in das Arsenal und auf die Werfte. Der Palast steht überhaupt in Verbindung mit dem Arsenal, und zwar durch eine bedeckte Brücke, welche der König gewöhnlich passirte, wenn er sich nach Pausilippo begab, oder Ausflüge zur See unternahm,

was im Sommer gewöhnlich jeden Sonntag geschah. Der Sommer war indessen vorüber und der Herbst schon weit vorgerückt, es war auch zu einem Herbstfischen, wozu der Hof jetzt eingeladen war. Der König wollte sich damit belustigen, Aale zu stechen.

Man genießt nicht selten in Neapel dies Vergnügen. Wenn die Sonne sinkt und das Dunkel der Nacht sich über das Meer verbreitet, erblickt man zahlreiche Flammen längs des dunkeln Wasserspiegels sich bewegen, und diese rothen leuchtenden Feuer, neben welchen die Menschen in der Entfernung wie Schatten aussehen, verleihen der dunkeln Nacht einen imposanten Anstrich.

Der Neapolitaner ist ein tüchtiger Fischer, und vor allen Dingen weiß er seinen Aalspeer meisterlich zu führen. Selten verfehlt er sein Ziel, wenn der Fisch, gelockt von dem glänzenden Irrlicht, sich seinem Boote nähert.

Diese Art zu fischen erfordert viel Uebung. Der Arm muß kräftig sein, als führe er eine Reiterlanze, die Hand fest und der Blick sicher.

König Ferdinand der Vierte war der beste Fischer seines Landes. Wenn er sein Scepter mit derselben Tüchtigkeit, wie den Aalspeer gehandhabt hätte, der Thron würde nicht unter dem guten Manne geschwankt haben. Mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher ihm Napoleon im Jahre 1806 die Krone vom Kopfe stach, stach auch er mit dem Aalspieß seinen Fisch in den tiefen Wellen.

Es war bereits Nacht. Längs des Hafens, in dem

sogenannten Arsenalsee, lag ein kleines Geschwader von Booten, sämmtlich mit Ruderern wohl bemannt und bereit, den Hof aufzunehmen. Von einigen der Boote aus flammte schon das rothe Feuer und beleuchtete die Sonneverbrannten Gesichter der Ruderer. Größer und besser ausgerüstet als die Uebrigen, lag an dem rechten Flügel das Boot, das für den König und die königlichen Herrschaften bestimmt war. Eine kleine Strecke weiter wiegten sich diejenigen, welche das Hofpersonal aufnehmen sollten, und unter diesen zeichnete sich vor allen anderen ein Boot fast in der Form eines Palmblattes aus. Sein Aeußeres war hübsch und seine Construction leicht.

In dem Vordersteven lag eine Person auf ihrem einen Arme ruhend und beleuchtet von dem Scheine der Fackel, welche an der Seite des Bootes befestigt war. Er trug die Livree der königlichen Ruderer, aber sein Aeußeres war doch ein Anderes. Sein von Natur schwarzes Haar spielte in's Graue, sein Bart gleichfalls; das Gesicht war nicht braun, sondern blaß, und die Stirn war von Runzeln durchfurcht, aber dessenungeachtet strahlte doch ein jugendlich frisches Feuer aus seinem Auge.

„Andreas," sprach er zu seinem nächsten Nachbar, und er flüsterte fast, „sage den Kameraden, daß sie mir heute Nacht zeigen müssen, was sie ausrichten können."

„Es soll geschehen."

„Ich habe gehört, daß Ihr Euch dumm betragen habt jene Nacht vor dem Palaste. Alle Wetter, Ihr

hattet ja nur drei oder vier Mann gegen Euch, und richtetet doch nichts aus!“

„Nicht so, Kapitain. Wir irrten uns ja in der Person.“

„Ich verspreche Euch, daß es heute Nacht nicht geschehen soll. Gebt nur Acht auf mich!“

„Aber, wie habt Ihr uns diese Anzüge verschaffen können. Wir sind ja wahrhaftig im Dienste des Königs.“

„Laßt das gut sein, das geht Euch nichts an. Vergeßt aber nicht, daß Ihr die Uniform von mir habt, und daß Ihr in meinen Diensten seid.“

„Wir müssen Euch bewundern, Kapitain.“

„Thut es nur, ich habe auch eine Bekanntschaft gemacht, die ich bewundere. Ich habe einen Mann kennen gelernt, der, wenn er nicht hexen kann, der Teufel selbst sein muß, einen Mann, der ...“

„Aufgepaßt, Jungens!“ unterbrach er plötzlich seine Rede, als er einen hellen Schein aus der Wölbung der bedeckten Brücke hervorschimmern sah. „Der König kommt, zu den Rudern!“

Wie ein Blitz sprang er dabei von seinem Sitze auf und trat auf den Kai über. Aber, ob er wirklich so alt sei, oder älter erscheinen wollte, als er es in Wirklichkeit war, genug, als er auf dem Kai stand, senkte er den Kopf und nahm das ernste Wesen eines Greises an.

„Welch schöner Abend,“ sagte die Königin Marie

Caroline, indem die königlichen Herrschaften an den Hafen gelangten.

„Diese Nacht werden wir viel Fische fangen," bemerkte der König. „Siehst Du, wie die Seevögel ihre Flügel senken und in die Wogen tauchen, sie wissen schon, wo die Fische sind. Wir wollen dorthin steuern."

„Ach nein, Majestät," erwiderte die Königin, „ich will nicht fischen, es macht mir kein Vergnügen, es geht so langsam."

„Kein Vergnügen?" wiederholte der König verwundert. „Allerdings geht es langsam, aber Ausdauer beweis't Geduld, und Geduld ist auf dem Throne eine Tugend. Was wollen Sie denn, meine Königin?"

„Segeln, Majestät, segeln! die Winde kühlen, das Boot schaukelt anmuthig dahin, segeln wir, Majestät."

„Segele Du, ich werde fischen."

Und während der König sein Fischerboot bestieg, sprang die Königin in ein anderes neben demselben liegendes Fahrzeug.

„Wollen Sie fischen oder segeln, Baron?" rief sie Armfelt zu; „wählen Sie, was Ihnen gefällt."

Armfelt zögerte nicht in seiner Wahl. Mit einem einzigen Sprunge befand er sich in demselben Boote neben der Königin, und schnell entfalteten sich auf deren Befehl die Segel wie weiße Flügel.

Die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk beabsichtigten gleichfalls an Bord der Schaluppe der Königin

zu treten, aber sämmtliche Plätze waren bereits besetzt, und sie mußten deshalb ein anderes Boot besteigen.

„Auch wir segeln ja lieber, als daß wir fischen!“ sprach die Fürstin.

„Natürlicher Weise, wir segeln.“

Fräulein Posse und die Oberhofmeisterin stiegen in das kleine Boot, welches die Form eines Palmblattes besaß.

„Die Segel auf!“ befahl der graubärtige Bootsführer mit einem Blicke voll Muth, sobald er sie an Bord sah.

Louise blickte bei der befehlenden Stimme des Mannes erschrocken auf; als sie aber sein Antlitz und seinen grauen Bart gewahrte, senkte sie wieder beruhigt ihr Auge in die dunkeln Wellen.

Auf Veranlassung der Entdeckung, welche Adlerstjerna gemacht haben wollte, hatte Armfelt mit dem Chef des Hafens gesprochen, und dieser, der für die Ausrüstung und Bemannung der Boote zu sorgen hatte, war gern seinem Wunsche nachgekommen, dieselben mit raschen und zuverlässigen Leuten zu versehen und einige von ihnen zu bewaffnen.

Armfelt war auch vollkommen beruhigt, ohne daß er jedoch ganz und gar das Boot aus dem Auge lassen wollte, in welchem sich Louise befand.

Die Oberhofmeisterin hatte nichts gegen das Auf-

hissen der Segel einzuwenden; wie die Königin, so wollte auch sie segeln.

Der Wille der Königin war natürlicher Weise bestimmt, und als das kleine Geschwader den Hafen verließ, flatterten weiße, leichte, vom Winde schon halb gefüllte Segel über jeder Schaluppe, mit Ausnahme derjenigen, an deren Bord sich der König befand. Diese schritt ohne Segel wie ein großes Seeungeheuer mit vielen Füßen langsam über die Wasserfläche.

„Wie kindisch, Gräfin!"*) sprach der König, sich an Prinzessin Sophie Albertine wendend, die neben ihm Platz genommen hatte. „Ich wollte sie auf meine Weise amüsiren, und sie verlassen mich sogleich. Sie begreifen nicht, daß jedes Vergnügen, um wahr zu sein, auch nützlich sein muß."

Sophie Albertine war zu artig, um dem Urtheile ihres königlichen Wirthes entgegentreten zu wollen.

„Wenn es nicht so nützlich ist, zu segeln, wie zu fischen," bemerkte sie, „so ist es doch jedenfalls ein Vergnügen. Sehen Sie, wie die Boote dahinfliegen, sehen Sie das flammende Feuer im Vordersteven, es ist, als würden sie von Feuergeistern gezogen. Sehen Sie Ma-

*) Prinzessin Sophie Albertine reis'te unter dem Namen einer Gräfin Wasa; aber das Incognito wurde gerade nicht streng beibehalten, und der Wasaname war ein Schleier, der nur dann und wann angewendet wurde.

jestät, es ist ganz hübsch zu betrachten, aber in der That, ich betrachte sie lieber, als daß ich dort an Bord sein möchte. Nein, dann fische ich lieber."

„Sie fischen lieber, Hoheit!"

„Ach ja, in Schweden."

Und die Erinnerungen kommen und gehen wie die Nebel, bald sind ihre Ränder mit Gold verbrämt, bald durchstrahlt sie ein Sternenbild, bald tragen sie einen Blitz in ihrem Schooße, mitunter kommen sie mit säuselnden Westwinden heran, aber weshalb kommen sie und weshalb gehen sie? Es ist das Herz, das sie hervorruft, und auch das Herz, welches sie in Schlummer wiegt.

Als Prinzessin Sophie Albertine ihr Vaterland nannte, tauchten tausend Erinnerungen in ihrer Seele empor.

„Sie denken oft an Schweden?"

„Wie sollte ich das nicht? ich bin ja eine Schwedin. Schweden ist so schön, Majestät. Man nennt die Schweden die Franzosen des Nordens, man könnte es mit demselben Rechte das Italien des Nordens nennen. Die breiten Ströme rollen dort so schön, so klar wie Kristall. Prachtvolle Inseln spiegeln sich in den friedlichen Wellen der Seeen, der Mälar ist ein Lago maggiore, unsere Berge sind Alpen und unsere Thäler Arno-Thäler.

„Ich erinnere mich in diesem Augenblicke an Swartsjö," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, und ein Seufzer hob ihren Busen. „Ach, Majestät, auch dort flöten Nachtigallen."

Schöne Erinnerungen aus einer frühern Jugend erfüllten das Herz der Prinzessin und verliehen ihren anmuthigen Gesichtszügen einen noch höhern Glanz.

„Und giebt es auch gute Jagd in Schweden?“ fragte der König.

Bei dieser der Prinzessin so gleichgiltigen und fremden Frage erwachte sie sogleich wie aus einem schönen Traume.

„Ja, Majestät, man jagt auch in Schweden,“ antwortete sie kalt.

„Und fischt man auch?“

„Ja, man fischt sehr viel.“

„Es ist Sünde, daß Schweden soweit von uns entfernt liegt, ich würde sonst dahin fahren, um zu jagen und zu fischen. Ew. Hoheit haben vermuthlich in Swartsjö gefischt.“

„Allerdings, Majestät, ich habe da gefischt.“

Der Gedanke an das Vaterland, an ihre eigene Jugend und an Swartsjö war wie eine poetische Reminiscenz durch Sophie Albertinens Seele geflohen und verschwunden. Sie war noch in Neapel ein lebendiger Seufzer aus Schweden.

„Fischen wir, Majestät, ich habe gute Augen“ — sie hatte wenigstens schöne Augen, — „ich werde Ihnen behilflich sein.“

Die Prinzessin wollte sich mit Gewalt dadurch aus

ihren Träumereien losreißen, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Augenblick lenkte.

„Majestät!“ fuhr sie fort, indem sie sich über das Boot hinaus beugte und in die Wellen schaute.

„Erblicken Ew. Hoheit etwas?“

„Zwei große rothe Augen betrachteten mich aus der Tiefe.“

Der König hob den Speer.

Wie Silber glänzten die blanken Fischschuppen gegen das Feuer.

„Es nähert sich uns.“

Der König zielte.

„Wie prächtig bewegt er sich nicht! Die Flossen glänzen wie Gold.“

Und der König beugte sich etwas vornüber und zielte nochmals.

„Rühren Sie ihn nicht an, Majestät, lassen Sie ihn weiter schwimmen!“

Der König beachtete die Bitte der Prinzessin nicht, sondern schleuderte im nämlichen Augenblicke mit kräftigem Arme den Speer in die Seite des Fisches.

Unter seinem Kampfe gegen die Uebermacht spritzte das Wasser schäumend umher.

Mit wirklich bewunderswürdiger Geschicklichkeit hatte der König den Speer geschleudert und betrachtete auch nicht ohne Befriedigung die Beute, die jetzt auf dem Halbdecke des Bootes zappelte.

Beleuchtet von dem flammenden Feuer glitt das Boot des Königs immer weiter in's Meer hinaus, während sein Auge mit dem Blicke eines Adlers nach Beute spähte, die er selten oder nie verfehlte. Sein Fischerglück erfüllte sogar die Prinzessin mit Erstaunen, ein Fisch nach dem andern wurde aus dem Meere gezogen, und dies Glück begann allmählig sie zu interessiren.

Das Interesse schmeichelte Ferdinand.

Dann und wann warf jedoch die Prinzessin einen Blick über das Meer in der Richtung hinaus, wo die Segelboote in einem Fackeltanze umherflogen. Diese Seitenblicke entgingen dem König nicht.

„Bald werden wir," meinte er endlich, „selbst genug für die Anderen gefischt haben," und fügte darauf mit einem angenehmen Lächeln hinzu: „Was würde Ew. Hoheit wohl dazu sagen, wenn wir uns jetzt eine Freistunde nähmen und die Segel aufzögen, um unsern Platz in der Quadrille dort einzunehmen? Mein Boot ist ein guter Segler."

„Ach ja, Majestät, nehmen wir uns eine kleine Freistunde. Ich wage fast im Namen Ihrer Majestät der Königin, Sie zu einem Contretanz mit Fackeln zu engagiren."

„Wohlan denn, Hoheit, ich nehme die Einladung an."

Und die Segel wurden aufgezogen, das Boot schoß in schneller Fahrt über die Wellen dahin.

Der Chef der Schaluppe steuerte auf die Küste zu,

um später in einer neuen Richtung und mit einem vortheilhafteren Winde die übrigen Boote ereilen zu können. Man war auch gerade mit dem Wenden beschäftigt, als zum Erstaunen des Königs und zum Erschrecken der Prinzessin ein heftiger Schrei von seewärts bis zu ihnen drang.

Unwillkürlich blickte man lauschend in die See hinaus.

Jetzt hörte man einen Schuß ... und wieder einen.

Die Schüsse kamen von den Segelbooten, unter welchen, nach den Bewegungen der Feuerflammen zu urtheilen, eine große Verwirrung entstanden sein mußte.

Die Unruhe des Königs steigerte sich, als er sah, wie die Verwirrung eher zu= als abnahm.

„Es muß irgend ein Unglück geschehen sein,“ sprach er, sich an Sophie Albertine wendend. „Bei allen Heiligen, wäre ich nur dort!“

„Sehen Sie, sehen Sie, Majestät!“ rief die Prinzessin.

Man sah ein Boot, oder richtiger, ein Feuer in eilender Fahrt sich von den übrigen entfernen und weiter in See gehen.

„Was heißt das dort?“

„Das Boot scheint auf die andere Küste zu steuern.“

„Es trennt sich von den andern.“

„Wahrhaftig, man sollte glauben, es entfliehe, mit einer solchen Eile schießt es dahin.“

„Mein Gott! ach! ... Majestät, ich glaube, man verfolgt das Boot.“

„In der That, noch ein Boot verläßt wirklich die Linie.“

„Es steuert denselben Cours wie das erste.“

„Gewiß, es jagt das andere.“

„Steuern Sie besser vor den Wind,“ befahl der König.

Die Boote draußen schienen fast hintereinander zu fliegen.

„Die Flammen lodern hoch empor.“

„Vorwärts! vorwärts!“

„Ich zittere vor Uuruhe.“

„Majestät, sehen Sie, man verlöscht das Feuer auf dem ersten Boote.“

„Richtig.“

„Welche fürchterliche Ungewißheit.“

„Setzen Sie alle Segel bei.“

Und mit verdoppelter Fahrt schoß die Schaluppe des Königs dahin.

Als die Schaluppe der Königin den Hafen verließ, bildeten sämmtliche Boote eine Linie neben demselben, und stachen mit vollen Segeln in See.

„Wollen wir wettfahren?“ rief die Königin, als sie sich im Golf befanden. „Sehen wir, welcher Segel den Preis verdient.“

Der Vorschlag wurde mit Freuden aufgenommen und schien die Bemannung der Boote sehr zu ermuntern.

„Denjenigen, der an mir vorüber segelt,“ fügte die Königin hinzu, „werde ich reichlich zu belohnen wissen.“

„Es lebe die Königin,“ rief man jubelnd.

Aber aller Versuche ungeachtet, behielt doch das Boot der Königin immer einen bedeutenden Vorsprung. Armfelt saß in der Nähe der Königin, aber vergaß nicht seine Aufmerksamkeit auf das Boot zu richten, in welchem sich Fräulein Posse befand.

Er gedachte immer der Gefahr, von welcher Adlerstjerna ihn benachrichtigt hatte.

Nach einer Weile bemerkte er mit Verwunderung, daß gerade Fräulein Posse's Boot, obgleich von der leichtesten Bauart, hinter den andern zurückblieb.

„Sie passen Ihre Segel schlecht!“ rief er dem Führer der Schaluppe zu. „Herauf in die Linie!“

Dem Fehler wurde auch sogleich abgeholfen und das Boot nahm bald seinen vorigen Platz ein.

Der Wind war nicht stark, aber gleichmäßig. Auf der Tiefe gingen die Wellen ziemlich hoch, indem sie von dem Meere hinter Capri einherrollten. Je weiter man hinauskam, desto mehr begannen die Boote zu tanzen und man lachte nnd schwatzte über die kleinen Unannehmlich-

keiten, welche dadurch entstanden. Vor allen Dingen war die Königin in der fröhlichsten Laune. Scherze und lustige Einfälle wanderten von Boot zu Boot, Armfelt warf mit Anekdoten und liebenswürdigen Redensarten um sich, Mylady Munk und Fürstin Menzikoff waren in der besten Laune. Die Eifersucht legte nicht die Worte auf ihre Lippe, Freude und Befriedigung machten sie liebenswürdig und einnehmend. Die Oberhofmeisterin war voll der muntersten Einfälle und selbst Louise schien glücklich zu sein. Die wechselnde, malerische Scenerie übte einen angenehmen Eindruck auf sie aus. Der einzige drohende Schatten, den sie in dem wechselvollen Gemälde bemerkte, war Adlerstjerna. Dieser befand sich im Boote neben ihr und sein Blick war unverwandt auf sie gerichtet.

„Es glückt Niemand, an uns vorüber zu segeln," bemerkte die Königin mit einem scherzenden Lächeln.

„Das Glück Ew. Majestät ist an Bord," erwiderte Armfelt, „und dasselbe segelt immer mit vollen Segeln."

Armfelt bemerkte, daß Fräulein Posse's Boot wieder zurückblieb.

„Der Führer des Bootes dort," sprach er, „muß ein weniger guter Seemann sein, er versteht sichtlich nicht seine Segel zu gebrauchen."

„Sie haben schon früher einmal daran erinnert, Herr Baron."

„Ganz richtig, Majestät, und trotzdem ..."

„Und trotzdem scheint er nicht seine Pflicht zu thun."

„Herauf in die Linie dort," rief Armfelt ihm zu. „Hört Ihr? Besser herauf mit dem Boote, sage ich!"

Aber obgleich der Bootsführer seine Versäumniß sogleich nachholte, schien Armfelts Erinnerung doch nicht dauernde Früchte zu tragen.

Unleugbar hatte er seine eigenen Ansichten bei der ganzen Fahrt und richtete seine Handlungsweise danach.

„Ew. Majestät kennen den Bootsführer nicht?"

„Nein, ich wußte nicht ... wahrscheinlich ist er seit Kurzem in unsern Diensten."

Eine Weile, bevor die königliche Herrschaft den Hafen verließ, war ein einsames Boot von der äußersten Landzunge des Molo in See gestochen. Ohne Feuerflamme an seinem Vordersteven schlich es sich wie ein weißer Schatten durch die Nacht. Das Boot war gut bemannt. Außer seinen Segeln saßen noch die Ruderer mit in die Höhe emporgehobenem Ruder da, bereit, auf den ersten Wink ihres Befehlshabers sie in die See zu senken.

An Bord dieser Schaluppe stand Willjams. Mitunter führte er ein Fernrohr an sein Auge.

In großen Kreisen schwebte er um die andern Boote wie der Adler in der Luft um einen gewissen Gegenstand kreis't.

Auf den Wunsch der Königin steuerte man gegen den Wind, um zu sehen, wie sehr man die kleinern Boote

zwingen konnte, aber auch bei diesem Versuche zeigte es sich, daß die Schaluppe, in welcher Louise saß, am schlechtesten von allen segelte.

„Es ist ganz unbegreiflich!“ äußerte Armfelt. „Das Boot liegt ausgezeichnet auf dem Wasser, und doch … ah! er fällt vom Winde ab.“

Er begann Verrath an Bord zu fürchten.

„Wenn Ew. Majestät erlauben, so legen wir uns an das Boot dort; es scheint uns nicht folgen zu können.“

Durch eine geschickte Wendung näherte sich die Schaluppe der Königin auch sofort dem andern Boote.

„Kennen Sie den Bootsführer dort?“ frug Armfelt einen der Seeleute, die in seiner Nähe standen.

„Welchen?“

„Der mit dem grauen Barte und dem grauen Haar.“

„Ich wüßte nicht, daß ich ihn früher gesehen hätte!“ antwortete der Matrose; „wahrscheinlich ist er nur für diese Fahrt angenommen; ich weiß, daß es dem Chef des Hafens an Bootsführern gebrach.“

„Sonderbar,“ murmelte Armfelt.

Durch das Manöver hatten indessen diese beiden Boote sich etwas von den übrigen entfernt und die Linie war gebrochen.

Die fremde Schaluppe, die still und einsam in weiten Kreisen um das kleine Geschwader lavirte, passirte während

dessen ziemlich nahe an der Schaluppe der Königin vorüber. Das Boot schien Armfelt verdächtig und er betrachtete es mit der größten Aufmerksamkeit.

Er erkannte, zu seinem Erstaunen, in dem jungen Manne, der im Hintertheile mit dem Fernrohre stand, Willjams.

„Es scheint, als wenn Adlerstjerna sich geirrt hätte," dachte Armfelt. „Willjams ist wirklich hier, aber ich werde ihm zuvorkommen, selbst wenn er ein geheimes Bündniß mit dem Bootsführer dort eingegangen haben sollte."

„Es geht langsam und schlecht mit uns," sagte die Oberhofmeisterin; „wir kommen nicht von der Stelle und langweilen thun wir uns auch; wir sind hier nur zwei Damen ganz allein."

„Sie arme Freundin!" beklagte sie die Königin, „können Sie nicht zu uns an Bord kommen?"

„Ich hatte eben die Absicht, Ew. Majestät den Vorschlag zu machen," fiel Armfelt ein. „Wenn wir etwas näher beilegen, ist es leicht geschehen."

Während die beiden Boote hiermit beschäftigt waren, näherte sich das Boot der andern Seite der Schaluppe der Königin, in welcher sich Adlerstjerna befand.

„Herr Baron Armfelt!" sprach Adlerstjerna.

„Was wünschen Sie, Herr Graf? ... warten Sie ein wenig ..."

Armfelt hatte in diesem Augenblicke schon der Oberhofmeisterin seine Hand gereicht, um sie in das andere

Boot steigen zu lassen. Die Wellen gingen ziemlich hoch, so daß dies nicht ohne Schwierigkeit war; aber die Oberhofmeisterin kam glücklich hinüber und Armfelt war jetzt bereit, Fräulein Posse zu empfangen.

„Herr Baron!“ wiederholte Adlerstjerna.

„Was wünschen Sie denn?“

„Ich habe einen Brief an Sie aus Schweden.“

„Aus Schweden?“

„Die Post kam eben, als wir den Hafen verlassen sollten. In einem Briefe an mich fand ich diesen für Sie.“

„Aus einigen dunkeln Ausdrücken in dem meinigen errathe ich, daß der Ihrige sehr wichtig ist, weshalb ich ...“

Armfelt dachte nicht mehr an Fräulein Posse, oder an irgend eine Gefahr für sie, oder an seine Pflicht, ihr behilflich zu sein, damit auch sie in die Schaluppe der Königin aufgenommen werden könne. Er dachte an Schweden, an seine Pläne, an Politik.

Er erwartete um diese Zeit wichtige Nachrichten aus dem Norden, und er vermuthete, daß sie jetzt angelangt seien. Ungeduldig erbrach er den Brief und näherte sich einer Fackel, um ihn schnell durchzulesen, als plötzlich das Boot so heftig schwankte, daß er beinahe umgefallen wäre.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte zu gleicher Zeit von beiden Booten.

Um sie an einander zu halten, hatte die Mannschaft des kleinen Bootes an das größere angeklammert. In dem Augenblicke, als Fräulein Posse, unterstützt von einem andern Herrn, das kleine Boot verlassen wollte, ließ die Mannschaft los und drückte mit kräftigen Armen die Schaluppe der Königin zurück. Eine Welle war ihnen dabei behilflich und vergrößerte die Entfernung zwischen den beiden Booten.

Während dies geschah, sah man den graubärtigen Bootsführer seinen Arm um Fräulein Posse schlingen und sie mit Gewalt auf ihren frühern Platz im Hintertheile des Bootes führen.

Aber wenn auch die Meisten so sehr von plötzlichem Schrecken ergriffen waren, daß sie nicht an Louisens Rettung dachten, — Adlerstjerna vergaß dennoch nicht sein Vorhaben.

Mit einem kühnen Sprunge stand er im Boote der Königin, um von hier aus wo möglich noch an Bord des kleinen Bootes zu gelangen.

Armfelt hatte kaum Zeit, sich umzuschauen, so schnell war das Ganze vor sich gegangen; ohne im ersten Augenblicke zu wissen weshalb, bemerkte er, daß Adlerstjerna an ihm vorüber saus'te und einen kühnen Sprung in der Richtung des kleinen Bootes that.

Der Sprung zeigte von Kraft und Gewandtheit, von Energie und Kühnheit, und es schien einen Augenblick, als würde ihm seine Absicht glücken ... aber nur einen

Augenblick ... denn sein Fuß stand viel eher auf dem Plattbord, als seine nach Stütze tastenden Hände eine solche fanden.

Seine Unerschrockenheit zeigte sich hier in einem glänzenden Lichte. Balancirend über der Tiefe und von Verrath umgeben, schien er nichts zu fürchten. Seine Absicht war deutlich. Muthig wollte er Louisen aus der Gewalt der Banditen befreien, und es glückte ihm auch endlich, ein Tau zu erfassen, aber in demselben Augenblicke schlang der graubärtige Bootsführer seine kräftigen Arme um ihn und warf ihn rücklings in die See.

Adlerstjerna war jedoch ein guter Schwimmer, und bald war er wieder an Bord ... aber indessen hatte das Boot mit Louisen, jetzt erst ein ausgezeichnet guter Segler, sich auf den schnellen Flügeln des Windes entfernt.

„Adios!“ rief der Bootsführer, während er lachend seine Kopfbedeckung schwenkte.

Der Schrecken war allgemein.

„Weshalb übergaben Sie mir jenen Brief gerade in diesem Augenblicke?“ frug Armfelt Adlerstjerna.

„Mein Gott, Herr Baron, wer konnte Verrath von der Mannschaft selbst ahnen? Sie haben selbst gesehen, daß ich nichts versäumte, um, so weit es in meinen Kräften stand, Fräulein Posse zu retten. O, ich leide mehr durch die schändliche Handlung, als Sie sich vorstellen können. Verfolgen wir sie.“

„Sie haben Recht ... Sie haben Recht! ...“

Es that Armfelt weh, daß er Adlerstjerna Vorwürfe gemacht hatte. Er hatte ja selbst seine Kühnheit gesehen und weder die Furcht vor einer überlegenen Anzahl Verräther, noch vor der Tiefe des Meeres hatte ihn abgehalten, seine ritterliche Pflicht zu thun. Mit Erlaubniß der Königin und auf Armfelts Befehl wurde ein Signalschuß abgefeuert, um die übrigen Boote heranzurufen, während Adlerstjerna sich erbot, die Fliehenden mit seiner Schaluppe zu verfolgen.

Der Schuß wurde beantwortet und die übrigen Boote versammelten sich um das der Königin.

Adlerstjerna unterließ auch nichts, um den Flüchtling einzuholen. Er setzte alle Segel bei und ermahnte die Mannschaft, die Ruder zu ergreifen. Das Feuer loderte hoch empor und blitzschnell schossen die Boote dahin. In der Entfernung schien es, als jagten sich zwei spielende Flammen.

Man sah auch, daß die hinterste Flamme der vor ihr fliehenden immer näher und näher kam, aber der Befehlshaber im ersten Boote, der jetzt ein eben so gewandter, wie kluger und entschlossener Seemann zu sein schien, der das nicht allein leichte, sondern auch wohlgebaute Boot zu lenken verstand, warf plötzlich sein Feuer über Bord und setzte die Flucht im Finstern fort.

Als die Flamme nicht länger Adlerstjerna zur Richtschnur diente, verschwand auch bald das Boot und man erklärte die Jagd auf dasselbe als vollkommen zwecklos.

Noch spielte ein ironisches Lächeln um seine Lippen, als er Befehl zum Wenden gab und zurück zu den übrigen Booten steuern wollte. Kaum war jedoch das Wenden bewerkstelligt, als er gleichsam den weißen Schatten eines großen gefüllten Segels sich nähern sah. Neun Ruder an jeder Seite des fremden Fahrzeugs beschleunigten dessen Fahrt. Im ersten Augenblicke glaubte er, es sei eine der übrigen neapolitanischen Schaluppen, die gleichfalls die Linie verlassen hatte, um den Räuber zu verfolgen, aber an Bord war kein Feuer, und bei dem Scheine seines Feuers entdeckte er bald die englische Flagge am Hintertheile des Fahrzeugs. In demselben Augenblicke flog die Schaluppe an ihm vorüber. Es braus'te und schäumte ihr voran, das Wasser sprühte Feuer um die Ruder, der Wind heulte in der Takelage, aber an Bord war Alles todtenstill. Man hätte glauben können, es seien Geister, die dahin segelten, es sei eines der Schiffe der Todten, von welchen die Seeleute so wunderbare Sagen zu erzählen wissen. Aber am Steuerrade stand hier ein junger Mann, das Fernrohr am Auge. Was erblickte er wohl in der Finsterniß? Er sah einen dunkeln Punkt fern auf dem Wasserspiegel sich bewegen, er sah ihn gegen den klaren Schein, welchen der wolkenfreie Himmel über die Wellen warf ... er sah weiter nichts wie diesen Punkt ... aber er ließ denselben auch nicht aus dem Auge.

„Etwas mehr ausgeholt mit den Rudern rechts!" verbesserte er die Richtung. ... „So ... genug ... holt

aus, Kinder! Ehrlich! ... bist Du bereit mit der Lunte, wenn ich dem Banditen preien möchte ... schön! ... so ist's gut. ... Frisch auf, Kameraden!"

Adlerstjerna erkannte Williams. Dieser dagegen flog vorüber, ohne Adlerstjerna zu bemerken ... er hatte nur Ein Ziel, — Louise.

Als Adlerstjerna Williams Anwesenheit bemerkte, erfüllte ihn ein gemischtes Gefühl von Erbitterung und Hohn. Er war nahe daran, wieder umzukehren, aber er wußte nicht, zu welchem Zwecke ... und kehrte zu den übrigen Booten zurück.

Der König und die Prinzessin Sophie Albertina befanden sich jetzt im Kreise derselben. Der Zorn des Ersteren und der Schmerz und die Unruhe der Letztern, als sie erfuhren, was geschehen war, ist kaum zu beschreiben. Der König schwur bei seiner Krone, die Schande zu rächen, die ihm widerfahren sei, und still und traurig kehrte das kleine Geschwader nach dem Hafen zurück.

„Herr Baron," sagte Adlerstjerna, sobald er Armfelt wieder erblickte, „ich kann Ihnen jetzt die Versicherung geben, daß Döring oder Williams, oder wie er sonst sich nannte, Derjenige ist, der diesen Streich gespielt hat."

„Auch ich habe Grund es zu vermuthen ..."

„Er war heute Nacht zur See. ..."

„Ich sah ihn ..."

„Sobald das kleine Boot sich von uns entfernt hatte, steuerte er denselben Cours."

„Sie sahen es?“

„Beim Himmel, Herr Baron. Die Mannschaft meines Bootes wird es bezeugen können.“

„Nun, ich werde ihn treffen!“

„Glauben Sie jetzt noch, Herr Baron, daß ich mit Recht von Zamparelli angeklagt worden bin?“

„Nein, nein, mein Freund, das habe ich Ihnen ja bereits gesagt.“

Höhnisch lächelnd entfernte sich Adlerstjerna.

Wir müssen Willjams folgen.

Willjams stand unbeweglich auf seinem Platze, das ausgezogene Fernrohr an seinem Auge.

Sein ganzes Leben und Wesen war in einem einzigen Gedanken, und dieser Gedanke in einem einzigen langen Blicke concentrirt, welcher unverwandt durch das Fernrohr flog und ausdauernd an seinem Ziele haftete, dem noch in der Ferne schwebenden schwarzen Punkte, der das einzige Glück seines Herzens, Louise Posse, entführte.

„Kameraden!“ rief er der Mannschaft zu, „wenn wir das Boot nicht erreichen, ehe es die Küste gewinnt, ist unsere Mühe vergebens. Holt aus, Kinder! — Zeigen wir, daß wir Engländer sind, Herren der wogenden Wellen!“

Er sprach mit einer Ruhe und Sicherheit, die davon zeigte, daß er seine Leute kannte; und mit einer Ruhe und

Kraft, die nur von ihm selbst übertroffen wurde, führte auch die Mannschaft seine Befehle aus. Sie liebten ihn, weil er ein tapferer, gerechter und tüchtiger Mann war, und er liebte sie, weil er dasselbe von Jedem von ihnen dachte. Er brauchte keine Worte zu verschwenden ... er hatte nur nöthig, seinen Willen kurz zu äußern. Eine kleine Weile, bevor Louise von dem Boote entführt, war Willjams an demselben vorüber passirt. Als er den Schrei des Entsetzens, der den Damen entschlüpfte und endlich den Schuß hörte, schloß er, daß die Gefahr, von welcher Vincent Louisen bedroht gewußt, eingetreten sei. Mit dem Fernrohr folgte er dem fliehenden Boote und sah, daß er sich nicht irrte. Ohne Zeitverlust begann er seine Jagd.

Das fliehende Boot steuerte der Küste des Paustlippo zu, ungefähr, wie es Willjams erschien, in der Richtung der Ruinen einer alten Burg, früher einer der unglücklich berühmten Königinnen Neapels, Johanna der Zweiten, gehörend.

Diese Burg, jetzt nur eine traurige Erinnerung an den nagenden Zahn der Zeit und ein Raub des verrätherischen Spiels der Wellen, war einst eine Wohnung der Freude.

Von der letzten Liebe dieser Johanna erzählt man noch heute eine tragische Katastrophe. Sie liebte als junges Mädchen und war glücklich; sie liebte auch als ältere Dame und wurde unglücklich. Die Liebe ist nur

der Jugend treu. Ihre letzte Liebe fiel auf einen jungen Mann, Johann Carraccioli, aber der Ehrgeiz vermochte nicht jede Forderung seines Herzens zu befriedigen, und er wurde seiner königlichen Maitresse untreu. Die Königin rächte jedoch das Weib und Carraccioli's Haupt fiel auf dem Schaffot. Kaum war er für immer von der Erde verschwunden, als auch die Trauer, die in Johanna's Herz einkehrte, seinen Tod rächte. Von Liebe und Sehnsucht verzehrt, starb sie kurz darauf vor dem blutigen Haupte des angebeteten Carraccioli, welches sie Tag und Nacht betrachtete.

Auf diese alte Bnrg, wo so viele Liebe früher geseufzt, wo aber jetzt nur die schaukelnde Welle und der Wind durch die Kronen der Cypressen seufzt ... auf den eingestürzten Thurm und das geborstene Gewölbe dieses Palastes schien das fliehende Boot zu steuern.

Allmählig hatte man sich der Küste genähert. Jetzt warfen die Berge und Abhänge ihre großen Schatten weit über die Gewässer hinaus, und der letzte Lichtstreifen des wolkenfreien Himmels verschwand von den Wellen. Das Fernrohr that jetzt auch keine Dienste mehr, und voll Verzweiflung legte es Willjams bei Seite.

„Jetzt ausgeholt, Kameraden!“ rief er der Mannschaft zu; „doppelt ausgeholt! und doppeltes Leben in jeder Brust und jedem Arme.“

Und selbst ergriff er jetzt das Ruder.

„In einer Viertelstunde ist Alles verloren; in dieser müssen wir mehr thun, als vorher in einer ganzen, sonst ...“

„Es lebe der englische Seemann! Holt aus, Jungens.“

Das Boot schoß mit neuer Hast dahin, schnell und leicht tanzte es über die Wogen.

„Die Drehbassen gerichtet! ... Ehrlich, mein Junge, aufgepaßt!“

Ehrlich nahm seinen Platz mit der brennenden Lunte in der Hand ein.

„Beim Himmel, ich habe mich in Euch nicht geirrt, Kameraden! ... Wir holen sie ein! ... wahrhaftig! ... seht einmal ... sie merken uns schon, aber sie steigern ihre Fahrt ... vergebens ...“

Das kleine Boot steigerte in diesem Augenblicke wirklich durch seine Anstrengungen seine Fahrt.

„Aufgepaßt, Ehrlich! wir müssen sie preien. Feuer!“

Es blitzte, der Schuß knallte und die Kugel flog über den Wasserspiegel dahin.

„Halloh!“ rief Willjams; „ergebt Euch, oder wir schießen Euch in Grund und Boden.“

Niemand antwortete.

Aber beiderseits flog man mit Blitzesschnelle durch die schäumenden Gewässer.

„Lieutenant!“ rief Ehrlich.

„Was willst Du?“

Bei wichtigen Ereignissen spricht man nicht mehr als erforderlich. Um einander zu verstehen, bedarf es nur eines einzigen Wortes, eines einzigen Blickes, einer einzigen Bewegung.

„Die Lunte dort drüben.“

„Man will uns die Kugeln wieder senden ...“

Williams wagte nicht seine Drohung auszuführen, er wagte nicht das Boot in Grund zu schießen, weil Louise an Bord war.

„Fertig, Ehrlich!“ befahl er nichts destoweniger.

„Fertig!“ antwortete dieser.

Ein Feuerstrahl blitzte in diesem Augenblicke aus einer der kleinen Kanonen des fliehenden Bootes ... es knallte ... es pfiff über ihre Häupter. ... Die Kugel flog durch das Segel.

An Bord bei Williams schien man vollkommen gleichgiltig gegen diesen Angriff, der höchstens noch die Mannschaft etwas mehr belebte.

„Man kehrt uns die andere Seite zu, da drüben.“

„Ah so! ... hm! ... schön! wir nehmen sie unterdessen ...“

Die Boote waren jedoch ganz nahe an einander.

„Die Lunte fort, Ehrlich, die Enterhaken hervor.“

„Fertig!“ antwortete Ehrlich.

„Jetzt wurde die zweite Drehbasse auf Williams Boote abgefeuert.“

„Ergebt Euch!“ rief Willjams.

Die Kugel schlug in den Vordersteven ein und zersplitterte eine Planke.

„Wir sind leck!“ rapportirte Ehrlich.

„Wir sind in seichtem Wasser!“ rief Willjams, „braucht die Enterhaken.

Die Enterhaken wurden ausgeworfen, reichten aber nicht zu.

Willjams hatte sich geirrt, als er glaubte, das Boot kehre die andere Seite zu, nur um zu schießen, und daß er während dessen entern könne. Das Boot hatte gewendet und geschossen, aber nur um zu gleicher Zeit vorwärts zu eilen. Das Manöver war wohl berechnet und entfernte die beiden Boote wieder eine Strecke von einander.

Man befand sich bereits ganz nahe der Küste unter den Ruinen der alten Burg. Die Wellen brachen sich gegen ihre verfallenen Säulen und der Wind braus'te durch die geborstenen Fensterbogen. Schwärmende Nachtvögel gaben mit dumpfem Geschrei ihr Mißvergnügen über diese Störung zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu erkennen, schreiend umkreis'ten sie die Boote, gleichsam um die ungebetenen Gäste zn recognosciren.

Willjams betrachtete jedoch nichts als das fliehende Boot. Es trug sein Glück, sein Leben, seine Ehre an Bord.

Es wurde jetzt eine Reihe von kleinen, aber sehr geschickt ausgeführten Manövern eröffnet. Willjams erreichte immer wieder seinen Feind, aber in dem Augenblicke, wo Ehrlich seinen Enterhaken auswerfen wollte, that der Gegner immer eine so feine und schlau berechnete Bewegung, daß er sich betrogen fühlte. Mehr denn einmal schien es zu glücken, aber eine kleine Wendung, mitunter kaum sichtbar, aber in Wirklichkeit von großem Gewicht, rettete das Boot immer wieder. Willjams mußte diese Geschicklichkeit bewundern, und als Seemann hätte er die Hand des Bootführers drücken mögen, den er jetzt mit seinem Degen bereit war, niederzustoßen.

Während dieses eben so kühnen wie meisterlich ausgeführten Hazardspiels waren beide Boote in eine kleine Bucht ganz nahe der Ruine eingelaufen.

Willjams beschloß, die Banditen hier zu fangen.

Man sprach nicht mehr, weder auf dem einen noch auf dem andern Boote. Jedes Manöver geschah gleichsam durch sich selbst, Jeder begriff, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei. Die Mannschaft jedes Bootes handelte wie Eine Person. Nichts verschmilzt die Menschen zu einem einzigen Willen, einer einzigen Macht so leicht, als die Gefahr. In dieser lösen sich alle sonst ungleiche Interessen in das gemeinsame des Sieges oder der Rettung auf.

„Muth, Louise!“ rief Willjams.

„Willjams! Willjams!“ hörte er sie antworten.

Ihre Stimme zitterte, aber sie drang wie ein süßes Echo in sein Herz.

Schon hatte man die Küste erreicht. Der Enterhaken saß fest im Boote der Banditen, und Willjams und seine Mannschaft waren bereit, sich auf den Feind zu werfen.

„Ergebt Euch!“ befahl Willjams wieder, „oder seiet auf das Schlimmste gefaßt.

Man antwortete ihm mit Drohungen und Hohngelächter.

„Wenn ein Einziger,“ erwiderte der graubärtige Bootsführer, „seinen Fuß an Bord meines Bootes setzt, werfe ich mich mit dieser Dame in die See.“

Indem er diese Worte sprach, schlang er seinen Arm um Louisen und hob sie in die Höhe, während er zu gleicher Zeit Miene machte, über Bord zu springen.

Willjams bebte von dieser Drohung erschreckt zurück; aber obgleich die Ueberraschung nur einen Augenblick währte, genügte es den Banditen doch, um ihren bereits im Voraus gefaßten Entschluß auszuführen.

Zu seinem Erstaunen warfen sie sich auf ein gegebenes Zeichen plötzlich in die See.

Willjams kannte natürlich weder das Fahrwasser noch die Ruinen so gut wie die Banditen, aber er und seine Leute warfen sich gleichfalls in die See.

„Verfolgt sie! verfolgt sie!“ rief er.

Seine Feinde waren ihm indeß voraus. Wenn das Wasser ihnen nur bis an die Hüften reichte, stieg es oft Willjams und seinen Leuten bis über die Schulter, und nicht ohne die größte Mühe mit emporgehobenen Waffen vermochten sie sich durchzuarbeiten. Als Willjams am Fuße der halb eingestürzten Mauern stand, waren die Banditen schon zu den Ruinen hinangeklettert und Louise tragend, verschwanden sie in den eingestürzten Bogengängen über seinem Kopfe.

Sein Herz schlug gewaltsam, und unaussprechliche Qualen bemächtigten sich seiner Seele. In Verzweiflung und Raserei eilte auch er die Ruine hinan. Der Weg war steil, er fühlte, wie ein Stein nach dem andern unter seinen Füßen verschwand, aber er hielt sich mit den Händen fest, und seine Verzweiflung trieb ihn immer weiter. Mit Entsetzen dachte er an die Lage, in welcher sich Louise jetzt befand, und dieser Gedanke verlieh ihm eine fast übermenschliche Kraft.

Schon stand er in der Nähe der Gewölbe, in welchen die Banditen verschwunden waren, und schon hoffte er, sie leichter verfolgen zu können, als er eben so unvermuthet wie heftig aus der einen Oeffnung in der Absicht angegriffen wurde, ihn von der Höhe hinabzustürzen, die er mit so vieler Mühe erklommen hatte. Er schwankte zwar, aber es glückte ihm, den Arm festzuhalten, der sich über ihm erhob, und er gewann wieder das Gleichgewicht.

In der finstern Nacht entstand jetzt ein wilder Kampf zwischen ihm und seinem unbekannten Angreifer; aber Willjams ließ diesen nicht frei und sein Gegner fühlte, daß er des Todes gewiß sei, so fern er nicht zurückspringen konnte.

Willjams Stellung war unbequem, aber er verlor die Hoffnung nicht. Der Kampf dauerte nicht lange. Ueber Leben und Tod war in wenigen Augenblicken entschieden. Mit einer kräftigen Bewegung beabsichtigte Willjams, sich auf das Gewölbe zu stürzen, aber er fühlte, wie die Steine unter seinen Füßen verschwanden und wie selbst das halb verfallene Gewölbe zitterte ... wenn nicht ganz einbrach. Einen Augenblick schwebte er ohne eine Stütze für seinen Fuß in der Luft — im nächsten Augenblicke stürzte er hinab.

Aber er war nicht allein. Noch hielt er immer den unbekannten Angreifer fest und Beide stürzten sie in die Tiefe.

Im Falle nahmen sie mehr als einen der Seeleute mit, die ihrem Anführer treu gefolgt waren.

Kurz darauf sah man Ehrlich und zwei seiner Kameraden über Willjams gebeugt, den sie an's Land getragen hatten. Seine Augen waren geschlossen und er athmete kaum. Das Leben schien den muthigen Jüngling verlassen zu haben ... seine Wangen trugen die Farbe des Todes.

Längs des Pausilippiweges nach Neapel hörte man schnelles Pferdegetrappel. Es war der graubärtige Bootsführer, der jetzt zu Rosse in vollem Carrière unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht die ohnmächtige Louise entführte.

Zweites Kapitel.

Reuterholm nähert sich dem Ziele.

Am 17. December finden wir Reuterholm in seinem gewöhnlichen Arbeitszimmer. Unruhig und aufgeregt wandert er nach alter Gewohnheit auf und ab im Zimmer, dann und wann die Hände reibend. Wenn auch seine Stirn drohend schien, so drückte sein Wesen doch eine gewisse stolze Ungeduld aus, die ihm einen Anstrich von Kühnheit verlieh. Seine Adlernase war befehlend und dreist, das Schwärmerische seines Auges schien feuriger als gewöhnlich zu sein, und nicht allein ehrgeizige Träume, sondern eine gespannte Ungeduld, die das Gewicht und die Bedeutung der jetzigen Stunde andeutete, sprach aus demselben.

„Erlauben der Herr Baron, daß die Herren selbst die Depeschen abgeben?“ frug ein Bedienter.

Ohne zu antworten, setzte Reuterholm seine Wan-

derung im Zimmer fort. Es schien, als wollte er recht Athem schöpfen, um später mit mehr Ruhe die Angemeldeten zu empfangen.

Es war nicht ohne Interesse, in dieser Stunde einen Blick in das Innere dieses, von so vielen verschiedenen Neigungen zusammengesetzten Mannes zu werfen, denn Reuterholm wollte allein eine ganze Revolution, aber auch eine Revolution allein zu seinem eigenen Vortheil heraufbeschwören; er war ein Jakobiner, wenn es den monarchischen Interessen galt, Despot, wenn es der Vormundschafts-Regierung, Demokrat, wenn es seinen aristokratischen Feinden, Aristokrat, wenn es seinen demokratischen Freunden galt, und im Allgemeinen ein mittelmäßiger Staatsmann und Regent, der immer an sich selbst, aber nie an die Redlichkeit Anderer glaubte.

Er blieb vor einer Uhr stehen, die er aufmerksam betrachtete, als habe er sich vorgenommen, die Angemeldeten erst dann zu empfangen, wenn der Zeiger auf eine bestimmte Zahl wies. Seine Ungeduld erlaubte ihm jedoch nicht, die Stunden, nicht einmal die Minuten, sondern nur die Secunden zu beachten.

Als er sich endlich von der Uhr abwandte, befahl er dem Diener, die Wartenden einzulassen.

Zu gleicher Zeit traten auch drei der herzoglichen Trabanten ein.

„Willkommen zur Rückkehr, meine Herren,“ begrüßte er sie, „ich habe Sie erwartet.“

Jeder von ihnen gab seine Depeschen ab.

„Von Neapel!“ rapportirte der Eine.

„Von Rom!“ der Andere.

„Von Hamburg!“ der Dritte.

Als der Letzte seine Depeschen auf den Tisch legte, warf Reuterholm einen finstern, drohenden Blick auf ihn.

„Ich bin aufgehalten worden, Herr Baron, und die Zögerung fällt nicht mir zur Last. Ich vermuthe, daß der Inhalt der Depeschen mich rechtfertigen wird.“

„Leben Sie wohl, meine Herren.“

Die kalte, hochfahrende Art und Weise, in welcher Reuterholm sich verabschiedete, war nicht ungewöhnlich. Alle seine Zeitgenossen klagen ihn eines nimmer ruhenden Ehrgeizes an, der jedoch von einem im höchsten Grade beleidigenden Hochmuthe übertroffen wurde.

Sobald er sich wieder allein befand, blieb er vor dem Tische stehen, auf welchem die Depeschen lagen. Er betrachtete sie in einer Weise, als wollte er ihren Inhalt durch das Couvert hindurch lesen. Er hatte es nicht wagen dürfen, sie durch andere Hände, als die der Couriere, selbst gehen zu lassen, und als er sie jetzt endlich besaß, durchbebte ihn unwillkürlich ein Gefühl halb der Furcht, halb der Neugier.

„Sollten sie wohl genügende Beweise für die verbrecherischen Absichten Armfelts und seiner Partei enthalten? Sollten sie eine Verschwörung zu Tage fördern, die dem Lande und dem allgemeinen Wohle gefährlich genug

wäre, daß ich auf einmal jeden Widerstand gegen mich zermalmen uud meine siegende Fahne auf die Trümmer der Gustavschen Partei pflanzen könnte? Welche Namen werde ich wohl hier entdecken? wie weit ist wohl die Partei gegangen?"

Er nahm eines der Packete und wog es in seiner Hand; aber plötzlich strahlte sein Auge, und er faßte mit der andern Hand ein auf dem Tische liegendes, mit seinem eigenen Namen unterschriebenes Papier.

„In diesem Augenblicke kann ich mich selbst als eine Wagschale betrachten, in welcher Schwedens Schicksal ruht."

Und er ahmte die Bewegungen einer Wagschale mit beiden Händen nach.

„Du sinkst!" sprach er zu der Hand, in welcher das Packet lag. „Sinke nur," fügte er hinzu, und ein fürchterliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Du steigst," sprach er zu der andern Hand. ... „Steige!"

Nachdem er die Papiere wieder von sich geworfen, ergriff er ein anderes Couvert, in der Absicht, es zu erbrechen, warf aber dabei einen langsamen Blick um sich.

Derselbe blieb auf der Thür zu dem äußern Zimmer haften, und nachdem er diese eine Weile betrachtet hatte, erhob er sich und verriegelte sie. Leise näherte er sich darauf einer Seitenthür und legte lauschend sein Ohr an das Schlüsselloch.

„Er schreibt!“ flüsterte er vor sich hin; „ich höre, wie die Feder geht!“

Auch hier schob er den Riegel vor und kehrte darauf an sein Bureau zurück.

„Aus Hamburg!“ sprach er, indem er das erste Couvert erbrach und einige kleine Briefe ihm in die Hand fielen.

Befriedigung und Freude drückten sich während des Lesens in seinem Gesichte aus.

„Sie sind fest!“ rief er endlich. „Bregard, Du hast Deine Sachen gut gemacht!“

Und er las weiter.

„Welch fürchterlicher Hohn gegen meine Regierung, welche kühne Satyre gegen meine Person. Wie bitter und beleidigend sind diese Scherze, wie unversöhnlich! Ha! Rache!“

Sein Gesicht verfinsterte sich unter diesen grausamen Streichen, die seiner Eigenliebe versetzt wurden.

„Aus Rom!“ murmelte er, und ergriff das andere Packet.

„Schön, Piranesi, schön, mein Frennd!“ rief er, indem er dessen Rapport las; „Du knüpfst die Schlinge mit geschickter Hand um seinen Hals; baue auf mich, ich werde wissen, den Knoten zuzuziehen. Vortrefflich! Du bist ein geborner Diplomat ... Du sollst belohnt werden, indem ich Dich dazu erhebe, wozu Dich die Natur bestimmt hat. ... Schön, Piranesi, schön!“

Er hatte das größte Couvert bis zuletzt liegen lassen.

Als er es erbrach, schien er im höchsten Grade überrascht zu sein. Ein kleiner Brief fiel nämlich in seine Hand, und unter diesem fand er Vincents Namen, einen Namen, den er seit anderthalb Jahren nicht gesehen hatte. Aber der Inhalt des Briefes überraschte ihn noch mehr, nicht allein durch die Nachrichten aus Neapel, die er darin fand, sondern noch mehr durch das Verzeichniß der Papiere, die sich im Couvert befanden.

Er hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als er von seinem Sitze emporsprang. Einen Augenblick schien er des Vermögens, seine Gedanken zu ordnen, beraubt, und die Siegesfreude strahlte aus seinen Augen. Nur ein einziges „Ha!“ entschlüpfte seinen Lippen.

Gleichzeitig mit diesem Ausrufe hörte er eine Bewegung im Nebenzimmer, und mit ausgebreiteten Armen warf er sich über die Papiere, als hätte er gefürchtet, es werde ihn Jemand ihrer berauben.

„Wer ist da?“ rief er.

„Ich bin es, Herr Baron,“ antwortete eine Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Ich ... ich! ... was willst Du?“

Es schien, als erinnerte er sich nicht mehr, wer der Sprechende sei, so entzückt war er über die erhaltenen Papiere.

„Wer bist Du? was willst Du?“

„Wer ich bin? ... nun, kein Anderer als Alm, Herr Baron; was ich will? Es war mir, als würde ich gerufen?“

„Fort, fort! — Doch nein, warte ein wenig, ich will mit Dir reden.“

Nachdem er das Tischtuch über die Papiere geworfen hatte, öffnete er die Thür und ließ Alm eintreten.

„Hast Du schon Deine Arbeit beendigt?“

„Beinahe, Herr Baron.“

„Du mußt für heute damit aufhören. Wir haben andere Sachen zu thun.“

Reuterholm begann wieder im Zimmer umherzuwandern. Seine Ungeduld erlaubte ihm nicht, still zu stehen.

„Andere Sachen zu thun?“

„Wir müssen verhaften ... was sage ich ... verhaften. ... Ha! daß ich einmal das Wort aussprechen kann ... sie Alle verhaften ...“

„Die Armfelter?“

„Du mußt mir den Polizeidirektor herbeirufen ... jetzt ... sofort ... hörst Du ... augenblicklich ... ich muß mit ihm reden.“

„Ich freue mich mit Ihnen, Herr Baron, und werde schnell zum Polizeidirektor eilen.“

„Polizeidirektor? ... Warte ein wenig ... nein, nein, noch nicht ... ich muß mich besinnen. Du kennst Forster, hast Du mir gesagt.“

„Forster! ... soll er auch verhaftet werden?“

Eine wilde, diabolische Freude durchzuckte Alm. Es war der befriedigte Neid.

„Alle sollen verhaftet werden ... alle von Armfelts Freunden ... Alle!“

„Herr Baron,“ fiel Alm ein, „ich wollte mir eine Gnade erbitten ...“

„Eine Gnade? welche?“

„Wenn Forster verhaftet werden soll, Herr Baron, dann lassen Sie mich diese Verhaftung ausführen. Ich bin“ — und Alm senkte sein Auge zu Boden, — „ich bin, verstehen Sie, Herr Baron, sein Freund ... und ... und ...“

„Und ...“

„Und ... er denkt heute Abend seine Hochzeit zu feiern. Es wäre amüsant, ihm den kleinen Freundschaftsdienst zu spielen, sein Brautbett in einen Kerker zu verwandeln.“

„Das ist schön, daß Du mich darum bittest, ich wollte es Dir gerade befehlen. Aber er muß spätestens um zehn Uhr heute Abend verhaftet sein. Hörst Du ... ich will mit ihm reden ... Du führst ihn hierher.“

„Gerade um dieselbe Zeit soll die Trauung vor sich gehen.“

„Und die Verhaftung muß ohne Aufsehen vollstreckt werden.“

„Das wird um so leichter sein, weil ich zur Hochzeit eingeladen bin.“

„Schön, mein Freund, schön! aus Dir kann etwas werden. Also um zehn Uhr heute Abend und ohne alles Aufsehen. Ich werde dem Polizeidirektor sagen, daß er die nöthigen Leute zu Deiner Disposition stellt."

Forsters Glück war immer ein Dorn in Alms Auge gewesen. Wenn er sich persönlich mit Forster verglich, fiel das Urtheil immer zu seinem eigenen Vortheil aus, aber sonst ... welcher Unterschied zwischen der bürgerlichen Stellung. Forster war schon sein eigner Herr, als Alm noch immer ein gewöhnlicher, schlechtbesoldeter, von Andern immer abhängiger Schreiber war. Und nun beabsichtigte dieser Forster, noch seinem Glücke die Krone aufzusetzen und sich mit der schönen Marie zu verheirathen, welcher Alm selbst an jenem Abend auf Lilieholm seine Huldigung dargebracht hatte.

„Und doch," brummte Alm, als er sich von Reuterholm entfernte, „thut dieser Esel weiter nichts, als schlafen, und das Glück läuft ihm trotzdem in die Arme ... und ich! ich dagegen arbeite und schmiede unaufhörlich Pläne, um mein Glück zu machen ... das ist ein Majestätsverbrechen gegen die Ordnung der Natur. Aber endlich ... endlich kann ich einen Strich durch seine Rechnung ziehen ... schön ... prächtig! welch große Augen er machen wird! Und wenn ich ihm nun noch nicht allein die schöne Marie, sondern auch sein ganzes Weingeschäft aus den Händen winden könnte ... herrlich! herrlich! ... Wer hätte indeß glauben sollen, daß sein Unglück die

Bedingung meines Glücks sein würde. Jetzt soll mir das Glück nicht mehr entschlüpfen ... vorwärts, Alm, nur vorwärts!"

Als Reuterholm wieder allein war, begann er auf's Neue die Depeschen durchzulesen, aber diese hatten schon so viele einander durchkreuzende Pläne und Gedanken in ihm hervorgerufen, daß er nicht vermochte, sich ruhig damit zu beschäftigen. Seine schwindelnden Pläne mußten einen Abzug haben.

„Zum Herzog!" rief er und erhob sich.

Der Herzog-Regent stand an einem Fenster und blickte auf die Hauptstadt hinaus, aber seine Gedanken nahmen eine ganz andere Richtung als seine Blicke.

„Ich sollte genug geliebt haben, und liebe doch jetzt mehr wie je."

Der Herzog liebte wirklich.

Viele Jahre hindurch von Fräulein Rudenskölds Anmuth entzückt und von ihrer einnehmenden Schönheit geblendet, liebte er sie jetzt. Nichts befriedigte ihn mehr. Reuterholms Macht war allerdings unumschränkt, und eher im Wachsen als im Sinken, aber sie entsprang weniger dem Vertrauen und der Freundschaft des Herzogs, als einem Gefühle der Gleichgiltigkeit, das ihn gegen alles Andere als seine Liebe ergriffen hatte.

Der Herzog war mißvergnügt, fast unglücklich, weil

seine Liebe nicht erwidert wurde, und er besaß nicht Kraft genug, sein Unglück zu tragen. Es lastete schwer auf ihm. Mit Entsetzen sah Reuterholm, daß sein Schicksal ganz und gar von der Laune eines Weibes abhängig sei, und daß ein einziges Wort dieses Weibes ihn für immer seines Vertrauens berauben könne.

Er hatte damit begonnen, den Herzog auf allen seinen Schritten und Unternehmungen zu bewachen, und war jetzt so weit, daß er ihm unumwunden Vorwürfe machte, bei welchen er mitunter selbst beleidigend auftrat. Der Herzog hatte jedoch den Muth nicht, die Bande zu zerreißen, in welche man ihn geschlagen; er ließ sich anstatt dessen von Allen leiten.

Im Herbste 1793 hielt der Hof sich längere Zeit auf Drotningholm auf. Fräulein Slottsberg, die sich noch in der Gunst des Herzogs befand, war ihm gefolgt und nahm eine der kleinen Flügelwohnungen ein; aber Fräulein Charlotte genügte nicht länger als Surrogat seiner Neigung für Fräulein Rudensköld. Schöner als jemals glänzte diese auch hier in der herrlichen Natur, und war vielleicht nie liebenswürdiger gewesen, als gerade um diese Zeit. Die Herzogin schätzte sie sehr und die Liebe des Herzogs gebot ihm, alle ihre Launen zu erfüllen. Ihr Wink war somit ein Zauberstab, der Alles zur Freude und zu heiteren Festen verwandelte.

Aber theils wußte Reuterholm jeden Schritt des Herzogs zu überwachen, und theils verstand auch Fräu-

lein Rudensköld ihn mit solcher Feinheit zu behandeln, daß sich ihm nie die Gelegenheit darbot, seine Neigung deutlicher zu erklären, als er bereits längst gethan hatte.

Wir kennen die mystischen Mittel, welche Reuterholm benutzte, um den Herzog von den Regierungsgeschäften abzuhalten, und wissen auch, wie weit die dadurch hervorgerufene Gemüthskrankheit gediehen war. Weil aber die Art und Weise, in welcher diese Krankheit geheilt wurde, in keiner Beziehung zu den übrigen Personen unseres Gemäldes steht, glauben wir die Beschreibung derselben übergehen zu dürfen. Genug, der Herzog wurde wieder geheilt.

Indessen war dem Innersten seines kranken Herzens eine Wunde geschlagen, die kein Mysticismus zu heilen vermochte, und diese Wunde griff immer mehr und mehr um sich — es war die Liebe zu Fräulein Rudensköld.

Ehe noch der Hof nach Stockholm zurückkehrte, hatte der Herzog ihr ein Billet geschrieben. Dies war jedoch nicht das erste, wenn es auch das letzte wurde.

Der Herzog war tief gebeugt, die Liebe machte ihn melancholisch. Er hoffte nicht länger, und doch wollte die Hoffnung nicht von ihm weichen. Er hatte jenen Brief in einer beherzten Stunde geschrieben, und derselbe war auch ein Abschiedsbillet geworden.

Alle glauben zu wissen, was Liebe ist. Bei Jedem ist sie jedoch verschieden, weil sie den ganzen verschiedenen Charakter und das ganze verschiedene Wesen

füllt. Bei dem Herzoge war die Liebe Schwäche. Hätte Fräulein Rudensköld seine Neigung erwidert, sie würde ihn wie ein Kind haben leiten können.

Dies sah die Gustavianische Partei ein, und deshalb forderte sie, daß Fräulein Rudensköld ihre Liebe auf dem Altare der Politik opfern sollte. Dies sah auch Reuterholm ein, und deshalb fürchtete er den Ausgang des Kampfes.

Er hatte mehr denn einen Versuch gemacht, sie für seine Partei zu gewinnen, aber es war ihm mißglückt. Er mußte sie also stürzen, es blieb ihm nichts Anderes übrig.

Sinnend drückte der Herzog noch seine Stirn gegen den Fensterrahmen, als die Thür aufging und einer seiner treuen Diener eintrat.

„Schon zurück!“ sprach der Herzog.

„Ich habe den Befehl Eurer Hoheit erfüllt.“

„Las sie den Brief?“

„Nein, Hoheit.“

„Sie nahm ihn jedoch an?“

„Ja, sie nahm ihn an und ...“

„Und ...?“

„Ich weiß nicht, ob ich ...“

„Rede nur.“

„Sie nahm den Brief und warf ihn unerbrochen auf ihren Nähtisch.“

Das Haupt des Herzogs senkte sich auf seine Brust,

aber in seinem Herzen flammte der Zorn und mischte sich unter die Hoffnung, die soeben gekeimt hatte.

In diesem Augenblicke trat Reuterholm ein.

Nie war Reuterholm sich mächtiger vorgekommen, als in dieser Stunde. Man erblickte es an seinem Aeußeren, er fühlte es in seinem Innern.

„Königliche Hoheit," begann er, „ich bringe Ihnen einen Gruß von dem unsichtbaren Großmeister der Brüder der nordischen Loge."

Der Herzog wandte sich schnell um, als sei er in einer unangenehmen Weise aus seinen Betrachtungen herausgerissen worden.

„Er arbeitet für uns, Hoheit, er arbeitet unermüdlich ... er bittet mich, Ihnen zu sagen, daß Ihr Schicksal sich bald erfüllen wird."

„Mein Schicksal?"

„Die Vorsehung hat eine Krone über Ihr Haupt gezeichnet."

Der Herzog blickte Reuterholm nur mit kalter Verwunderung an. Welche Bedeutung hatte wohl in diesem Augenblicke eine Krone? seine Gedanken waren in ganz anderer Weise beschäftigt. Reuterholm bemerkte auch, daß seine Worte keinen Anklang fanden; er warf einen forschenden Blick auf den Herzog, und es ahnte ihm, was in seinem Innern vorging.

„Ich habe fürchterliche Dinge zu erzählen," begann er wieder, als wollte er in den Gedankengang des Herzogs

eingehen. „Sie haben Recht, Hoheit, wenn Sie bekümmert und mißvergnügt sind, wenn Sie über Undankbarkeit klagen. Man hintergeht Sie ...“

Das Antlitz des Herzogs belebte sich bei diesen Worten etwas. In Reuterholms Art und Weise, zu reden, lag etwas, das mit seinen Gefühlen sympathisirte.

„Die Undankbarkeit, Hoheit, steht Ihnen ganz nahe ... hüten Sie sich!“

„Mein Gott, das sagst Du? Mein Herz glaubt Dir, Du hast recht ... es ist undankbar ...“

Reuterholm war daran gewöhnt, in das Innere des Herzogs zu blicken, und ihm genügte eine halbe Antwort auf seine Frage, um den Schlüssel des ganzen Gedankenganges zu finden.

„Rächen Sie sich, während es noch Zeit ist, Hoheit, sonst werden Sie selbst die Schuld tragen, wenn Ihr Schicksal sich nicht erfüllt.“

„Sie wissen nicht ...“

Aber der Herzog unterbrach sich selbst und wandte sich fast verlegen ab.

„Ich weiß, königliche Hoheit, ja, ich weiß Alles. Sollten Sie nicht offen vor meinen Blicken liegen, gnädiger Herr? Das Schicksal besitzt nur Einen Schlüssel zu unserem Herzen. Wenn das eine sich öffnet ... öffnet sich auch das andere. Ich leide, wenn Sie leiden. Ich fühle, was Sie fühlen. Hören Sie mich, Hoheit.“

„Sprich, sprich!“

Reuterholm bemerkte, daß der Herzog immer mehr und mehr unter die Herrschaft seines Einflusses zurückkehrte.

„Ich will von Undankbarkeit, von Verrath reden. Wehe uns, Hoheit, wenn wir nicht zeitig Diejenigen in den Staub treten, die sich mit Hohn gegen uns emporzuheben wagen. Ihr Fall ist auch der meinige, und mein Fall ist der Ihrige. Geborene Zwillinge unter demselben Sterne, hat die Vorsehung uns neben einander gestellt, damit wir uns gegenseitig vertheidigen. Sie sind die Idee, ich bin die Realität. Sie sind der Kopf, ich der Arm; Sie die leitende, ich die arbeitende Kraft. Königliche Hoheit, jetzt ist die Stunde da."

Der Pathos, mit welchem Reuterholm sprach, war ein Wirbelwind, dessen Wirkung der Herzog selten zu widerstehen vermochte.

„Von Neapel her weht ein verpesteter Wind. Armfelt vergißt Schweden nicht."

Als der Herzog Armfelts Namen hörte, fuhr er zusammen. Wenn er ihn früher gefürchtet, und deshalb gefürchtet hatte, so haßte er ihn jetzt, weil er in ihm das unumstößliche Hinderniß zwischen sich und Fräulein Rudensköld erblickte.

„Armfelt, ja, ich verstehe, Armfelt. Selbst an der äußersten Spitze Europa's ist er uns hinderlich. Gibt es denn keinen Fleck der Erde, wo sein Einfluß aufhören könnte, wo er mir nicht mehr in den Weg tritt...?"

„Ja, Hoheit, es gibt einen solchen."

„Beim Himmel, nenne ihn mir, und ich werde ihn dahin versetzen."

„Sie schwören es."

„Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist; ich schwöre es bei Drei, Fünf und Sieben. Du weißt einen Ort, sage mir, wo?"

„Das Grab, Eure Hoheit."

Der Herzog stutzte.

Reuterholm sah, welchen tiefen Eindruck seine Worte hervorbrachten, und wollte diese Stimmung benutzen.

„Königliche Hoheit," fuhr er fort, „ich bin jetzt in den Stand gesetzt worden, zu beweisen, daß unser so lange gehegter Argwohn gegen Armfelt mit der Wahrheit übereinstimmte.

„Das kannst Du beweisen?"

Der Herzog fuhr mit der Hand über die Stirn. Ein grausamer Gedanke war wie ein Blitz in sein sonst frommes Herz eingeschlagen.

„Hören Sie mich, Hoheit; ich habe heute Nachrichten aus Hamburg erhalten."

„Von Bregard in Hamburg?"

„Er hat mehrere von hier aus an Armfelt adressirte Briefe zurückgesendet, die ganz deutlich die verbrecherischen Absichten mehrerer Personen gegen die bestehende Ordnung der Dinge darlegen."

„Diese Briefe befinden sich in Deiner Hand?"

„Noch mehr. — Ich habe auch einen Rapport aus Rom erhalten.“

Der Herzog empfand ein Gefühl der Bewunderung über die Wachsamkeit Reuterholms.

„Auch von Rom?“ wiederholte er. „Ah, Reuterholm, Du wachst, während ich träume. Von Rom, sagst Du?“

„Piranesi ist ein treuer Diener, Hoheit. Wir müssen ihn belohnen. Auch er bestätigt die verbrecherischen Absichten Armfelts.“

„Soll es uns denn endlich glücken, seiner habhaft zu werden. ... O Reuterholm, wenn meine Hand erst einmal sicher auf seinen Schultern liegt, dann ... dann ...“

„Ich habe noch wichtigere Neuigkeiten erhalten.“

„Rede, rede!“

Die Ungeduld des Herzogs wuchs.

„Aus Neapel ...“

„Was schreibt man aus Neapel?“

„Man sendet mir ein ganzes Packet Abschriften, unter welchen auch Armfels Revolutionsplan sich befindet.“

„In Abschrift?“

„Wie Eure Hoheit bemerken, in Abschrift.“

„Das ist ein schlechter Beweis.“

„Armfelt hat bereits das Original nach Petersburg gesandt.“

„Du erschreckst mich! sollte die Kaiserin ...“

„Die Kaiserin begünstigt die Gustavianische Partei, und die Papiere sollten ihr durch den Abbé d'Heral und Monsieur Vignes zugestellt werden."

„Welche Kühnheit! und dieser Revolutionsplan?"

„Eure Hoheit können selbst die Abschrift lesen."

„Aber wenn die Kaiserin bereits das Original besitzt und auf den Plan eingeht...?"

„Nun?"

„Wir haben eine Armee, meinst Du."

„Allerdings."

„Und eine Flotte ..."

„Die ihre von Hogland mitgebrachten Erinnerungen nicht vergißt."

„Du hast Recht; aber jedenfalls ..."

„Jedenfalls haben wir nicht nöthig, die Kaiserin zu fürchten."

„Nicht zu fürchten!"

„Durchaus nicht, königliche Hoheit ... denn den Revolutionsplan ..."

„Den Revolutionsplan, sagst Du?"

„Erwarte ich mit nächster Post."

„Das Original?"

„Ganz richtig, das Original!"

„Aber es ist ja in den Händen des Abbé d'Heral und Monsieur Vignes!"

„Allerdings, aber ... diese Herren ...“

„Haben Armfelt verrathen?“

„Nein, aber ... sie sind in Düsseldorf auf der Reise nach Petersburg verhaftet worden.“

„Ich athme wieder auf. Und das Original?“

„Wie ich gesagt habe, königliche Hoheit; ich werde das Original in einigen Tagen, vielleicht auch schon heute Abend in den Händen haben.“

„Laß uns denn keinen Augenblick länger zögern. Keine Gnade, Reuterholm, keine Gnade! Armfelt hat selbst die Strafe über sein Haupt herabgerufen, mag sie ihn auch ohne Schonung treffen. Es wäre ein Verbrechen gegen meine Pflicht, wenn ich schwach genug wäre, ihm durch die Finger zu sehen. ... Nein, nein, das Gesetz muß streng gehandhabt werden, hörst Du, Reuterholm. Ich will nichts von Gnade wissen. ... Gerechtigkeit und Strenge ... das ist meine Pflicht.“

„Aber er steht nicht allein, königliche Hoheit, er hat hier in Schweden mehrere Mitschuldige.“

„Verhafte sie Alle ... Alle! Man hat schon zu lange mit mir gespielt, und es ist jetzt die höchste Zeit, zu zeigen, daß ich keine Spielpuppe bin, daß ich wirklich Regent bin, daß meine Macht ...“

„Ganz richtig, königliche Hoheit. Zu lange hat man schon mit verdächtigen Blicken auf Ihre Regentschaft geschaut.“

„Ja, ja, man hat es gewagt, mich zu verkennen, aber ich werde ihnen zeigen, daß ich nicht mit mir spielen lasse. Wer sind die Mitschuldigen? Bei Gott, sie werden es zu bereuen haben!“

„Vor allen Dingen Armfelt.“

„Wir rufen ihn sofort zurück und senden ein Schiff nach Neapel, um ihn als Gefangenen hierher zu führen.“

„Der Secretair der königlichen Kanzlei, Ehrenström.“

„Wir verhaften ihn.“

„Der Generaladjudant Aminoff.“

„Laß ihn verhaften ... verhaften!“

„Der Kellerwirth Forster.“

„Verhaften! verhaften!“

„Der Oberstleutnant Baron Lilja.“

„Auf die Hauptwache mit ihm.“

„Der Oberpostdirektor Franck.“

„Verhaften ... verhaften!“

„Der Kaufmann Sources.“

„Laß ihn verhaften!“

„Der Buchhalter Signeul.“

„Verhaften ... verhaften!“

„General Toll.“

„Verhaften! in Ketten schlagen!“

Der Herzog war außer sich.

In diesem Augenblicke wäre er im Stande gewesen, Jedweden fesseln zu lassen.

Reuterholm freute sich über seinen Erfolg und bezweifelte nicht, daß er von diesem Augenblicke an unumschränkter Herr im Reiche sei. Heftig ging der Herzog im Zimmer auf und ab, nur wünschend, neue Namen zu hören, um ihre Verhaftung befehlen zu können; aber plötzlich blieb er vor Reuterholm stehen.

„Du hast noch nicht Alle genannt, Reuterholm, oder hast Du?“

„Nicht Alle, königliche Hoheit.“

„Wer ist denn noch übrig?“

„Nur ein Einziger, Hoheit.“

„Nur ein Einziger? Höre, Reuterholm ...“

„Eure Hoheit!“

Der Herzog schien verlegen; er wußte nicht recht, wie er seine Meinung aussprechen sollte.

„Zu welcher Strafe glaubst Du, daß die Verbrecher nach dem Gesetze verurtheilt werden können?“

„Zum Tode, Hoheit.“

Der Herzog ging wieder auf und nieder. Sein Herz war schmerzlich bewegt. Mehr denn einmal öffnete er die Lippen, um zu reden, sprach jedoch nicht. Er schien sich in ein Labyrinth verirrt zu haben, aus dem er sich nicht herauszufinden vermochte.

„Zum Tode!“ wiederholte er. „Zum Tode! ... das ist doch eine fürchterliche Strafe ... was sagst Du?“

„Die Strafe muß sich nach dem Verbrechen richten. Das Gesetz ist streng. Eine Verschwörung gegen die Regierung Eurer Hoheit ...“

„Aber Du hast ja nur Abschriften von den Papieren; sagtest Du nicht so?“

„Mehrere Originalbriefe liegen in meiner Hand.“

„Und sie haben ordentliche Unterschriften?“

„Ein großer Theil davon, ja ... andere jedoch nicht.“

„Und den ganzen Revolutionsplan erhalten wir heute Abend oder wenigstens sehr bald. ... Wäre es aber nicht eine edle Handlung, Reuterholm, wenn wir Gnade für Recht ergehen ließen. Was sagst Du dazu?“

Reuterholm erblickte mit Furcht die neue Richtung, welche die Gedanken des Herzogs nahmen. Er mußte denselben zeitig entgegen treten.

„Eure Hoheit erinnern sich wohl der Jahre 1788 und 89?“

„Ja wohl, Reuterholm! Das waren einige meiner glücklichsten Jahre. Wenn ich daran denke, fühle ich doch immer, daß ich ein geborner Seemann bin.“

„Ganz richtig, Hoheit! Aber Sie erinnern sich auch wohl mehrerer Correspondenzen aus dieser Zeit, zum Beispiel ...“

„Zum Beispiel?“

Der Herzog starrte Reuterholm erschreckt an.

„Erinnern Sie sich der Berathschlagung, die am 20. und 21. September 1788 in Anjala stattfand?“

„Wozu mich daran erinnern? Was willst Du damit sagen?“

„Erinnern sich Eure Hoheit Ihres Aufenthalts in Lovisa in demselben Jahre?“

„Ob ich mich dessen erinnere?“

„Eure Hoheit haben wohl nicht den Briefwechsel vergessen, welcher unter den damaligen Verhältnissen zwischen Ihnen und Ihren Freunden geführt wurde?“

„Die Papiere ... ach! ich erinnere mich ... es sind dieselben, die dieser Ek ... Ek von Ringstaholm hinterließ, und die in einer so sonderbaren Weise verschwanden, nicht wahr? Es sind ja dieselben.“

„Richtig, königliche Hoheit. Diese Papiere ...“

„Diese Papiere ...?“

„Wenn diese Papiere, Hoheit, unter keiner andern Bedingung wieder zu erhalten wären, als daß Sie Armfelt der Strenge des Gesetzes anheimfallen ließen, was würden Sie dann thun?“

„Gott bewahre mich! was soll ich antworten! Du kommst mir so ...“

„Hoheit, ich weiß jetzt, in wessen Hand sich diese Papiere befinden.“

„Gott sei Dank!“

„Preisen Sie Ihr Glück nicht zu früh! Dieser Mann ...“

„Reuterholm, mein Freund, wer er auch sein mag, ich muß die Papiere haben.“

„Dieser Mann verkauft sie nicht.“

„Aber Du weißt, wer er ist?“

„Wenn Sie gegen Ihr eignes Interesse handeln, dann ist er Ihr Feind.“

„Mein Feind?“

„Ihr ärgster Feind. Er sollte ...“

„Reuterholm! wir müssen ihn verhaften, einkerkern! ... es ist nothwendig ... er ist ein gefährlicher Mensch.“

„Er läßt sich nicht verhaften.“

„Wer ist er denn?“

„Wenn Sie in Uebereinstimmung mit Ihren eigenen Interessen handeln, Hoheit, dann ist er Ihr Freund.“

„Du machst mich erstaunen. Mein Freund, sagst Du? ...“

„Ihr wärmster, ergebenster Freund. Bedenken Sie sich wohl und wählen Sie zwischen seiner Feindschaft und Freundschaft.“

„Was soll ich thun? Gib mir einen Rath.“

„Sie sollen die ganze Gustavianische Partei dem Gesetze übergeben.“

„Du meinst damit ...“

„Dem Henker!“

„Ein Wort, Reuterholm. Sage mir erst, wer der

Mann ist, der sowohl mein ärgster Feind, wie mein bester Freund ist. Ich möchte ihm wohl Auge in Auge schauen."

Reuterholm antwortete nicht sofort. Er schien zu überlegen. Aber plötzlich trat er ganz nahe an den Herzog heran, indem er seine Arme über der Brust kreuzte.

„Sie vermögen also nicht zu errathen, wer dieser Mann ist?"

„Unmöglich!"

„Königliche Hoheit ... ich bin es!"

Reuterholm hatte die Papiere neben den übrigen Aktenstücken in dem Packete gefunden, welches er von Vincent aus Neapel erhielt.

„Und die Papiere sind in Deinen Händen?"

„In den meinigen."

„Du mußt sie mir geben."

„Nicht eher, königliche Hoheit, als Sie Ihrer selbst würdig und in Uebereinstimmung mit Ihrem Interesse gehandelt haben."

„Du bist grausam."

„Ich bin redlich und aufrichtig."

„Was forderst Du?"

„Daß Alle, welche der gegen uns feindlichen Partei angehören, den Händen der Gerechtigkeit anheimfallen."

„Die Namen, nenne mir die Namen."

Reuterholm nannte dieselben Namen, die wir bereits genannt haben.

Er wußte zu gut, daß es nur eine einzige Person gab, welche der Herzog retten wollte, und daß er sonst gern alle die Uebrigen preis gab, aber gerade diese einzige Person betrachtete Reuterholm als die gefährlichste für sich.

Als Reuterholm die Aufzählung der übrigen Namen beendet hatte, wollte er noch einen hinzufügen, aber kaum hatte er die Lippen geöffnet, als der Herzog ihm in's Wort fiel.

„Die Liste genügt so, Reuterholm. Bleiben wir dabei stehen.“

„Es ist noch Einer zu nennen, Hoheit, der gefährlichste von Allen.“

„Der Gefährlichste?“

„Der Gefährlichste! ... ich wiederhole dieses Wort, weil dieser Eine ein Weib ist.“

Der Herzog schrack zusammen.

„Aber diese Eine, Reuterholm, vermag gar nichts zu thun, sobald die Andern gestürzt sind.“

„Glauben Sie das, Hoheit?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Aus welchem Grunde?“

„Aus dem einfachen Grunde, weil diese Einzige ein Weib ist.“

„Aber dieses Weib ist Ihr unversöhnlicher Feind, Hoheit."

Mit Schmerz erinnerte sich jetzt der Herzog ihrer ganzen Hartnäckigkeit.

„Sie haßt Sie, Hoheit."

Die Nachricht, daß sie seinen Brief gleichgiltig auf ihren Nähtisch geworfen hatte, wurde wieder aufgefrischt.

„Sie ist bereit, Eure Hoheit zu tödten, wenn Armfelt es befiehlt."

„Das ist fürchterlich!" murmelte der Herzog, vielleicht nicht eigentlich durch Reuterholms Aeußerungen, sondern eher durch seine eigenen düstern Gedanken veranlaßt.

„Wünschen Eure Hoheit zu sehen, wie diese Dame von Ihnen denkt? Ich habe einige Briefe bei mir. Lesen Sie."

„Sie scherzt."

„Lesen Sie weiter."

„Sie ist bitter."

Der Herzog wechselte die Farbe.

„Welche grobe Beleidigung!"

„Was sagen Eure Hoheit jetzt?"

Die Lippen des Herzogs zitterten, seine Augen sprühten Feuer.

„Glauben Eure Hoheit noch immer ..."

„Still, still, Reuterholm; — ich weiß, was Du sagen willst. Kein Wort mehr um dieses Weib. Nein,

nein! Laß sie verhaften. Sie ist wie die Uebrigen. O mein Gott, wie bin ich thörigt gewesen! ich glaubte, es sei Gold, aber es war nur Katzengold. Ich glaubte, es sei ein Edelstein, und es war nur eine Glasperle."

„Und noch wissen Sie nicht Alles, Hoheit."

„Nicht Alles? Hast Du noch mehr Gift, so beeile Dich. ... Gieß den Becher voll, daß ich ihn auf einmal leere."

„Eure Hoheit wissen nicht, daß sie ihre Juwelen verkauft hat."

„Verkauft! weshalb? wozu?"

„Um der Liebe willen."

„Wie so, was meinst Du? Ich bin kein Kind, o nein! ich bin ein Mann!"

„Sie hat sie verkauft, um Anhänger der Armfeltschen Partei zu werben."

„Alles opfert sie für Armfelt ... Alles, Alles! Um eine dieser Perlen hätte ich eine Krone geben mögen. Was sage ich doch! Schwäche ist Feigheit. Wir werden uns rächen, Reuterholm! rächen! hörst Du, Reuterholm! ... Rache ist Kraft! Zeigen wir, daß wir stark sind! Barmherzige Vorsehung, wer immer stark sein könnte."

So lange das Gefühl allein die Regungen des Herzogs leitete, gebrach es ihm nicht an Herz.

„Wir sind somit einig, Hoheit?"

„Vollkommen. ... Also ..."

„Also ich lasse Fräulein Rudensköld verhaften.“

„Verhaften?“ wiederholte der Herzog.

Dies Wort erschreckte ihn auf's Neue.

„Auf die Hauptwache führen. Einsperren.“

„Einsperren, sagst Du?“

Diese Vorstellung war dem Herzoge noch fürchterlicher. Fräulein Rudensklöds Bild, geschmückt mit allem Zauber der Jugend und Schönheit, trat ihm vor's Auge, und sein Zorn war verschwunden. Er sah nicht mehr ihre sarkastischen Bemerkungen, dachte nicht mehr an ihre beleidigenden Aeußerungen, hatte ihre Gleichgiltigkeit vergessen. ... Die Vorstellung war so reizend und so allmächtig, daß er lächelnd seine Arme ausstreckte, als habe er es mit einer Wirklichkeit zu thun.

In diesem Augenblicke fiel ihm etwas ein:

„Reuterholm mag Armfelt, Franck, Aminoff, Ehrenström ... er mag sie Alle nehmen und behalten, ich will nur allein Fräulein Rudensköld haben. Ich werde ihr die Gefahr zeigen, die über ihrem Haupte schwebt ... aber auch das Mittel, sich zu retten, und sie wird das letztere ergreifen und die Meine werden.“

„Reuterholm,“ begann der Herzog wieder.

„Eure Hoheit.“

„Wann beabsichtigst Du, die Verschwornen verhaften zu lassen?“

„Schon heute Nacht.“

„Das ist gut.“

„Eure Hoheit sind somit einverstanden?“

„Vollkommen, nur mit einer einzigen Ausnahme.“

„Und diese Ausnahme?“

„Ist Fräulein Rudensköld.“

„Eure Hoheit vergessen Ihr bereits gegebenes Versprechen.“

„Du hörst meinen Willen.“

„Sie vergessen, daß der Briefwechsel aus den Jahren 1788 und 89 in meinen Händen ist.“

„Ich vergesse nichts, aber jetzt fordere ich Gehorsam.“

„Eure Hoheit ...“

„Kein Wort mehr. Ich habe Dir meinen Entschluß gesagt.“

„Sie sind schwach, Herzog.“

„Ich bin jetzt stärker als je.“

„Was beabsichtigen Sie?“

„Ich beabsichtige ... aber gleichviel; heute Abend um elf Uhr kommst Du wieder hierher, Du sollst dann meine bestimmte Antwort erfahren. Bis dahin leb wohl.“

Reuterholm wollte indessen nicht so plötzlich das Feld räumen, er versuchte zu protestiren, aber es half ihm diesmal nichts. Die Liebe ist mächtiger als alles Andere.

„Verlaß mich!“ befahl der Herzog endlich, „und komm heute Nacht um elf Uhr wieder.“

Mit allen den Qualen, die ein Staatsmann empfin-

det, wenn er bemerkt, daß sein Einfluß schwankt, entfernte sich Reuterholm.

Eine halbe Stunde später verließ der Herzog, wohl eingehüllt in seinen Mantel, das Schloß, und begab sich in das Palais der Prinzessin Sophie Albertine.

Drittes Kapitel.

Politik und Liebe.

„Nein, meine Herren, nein," sprach Fräulein Rudensköld.

Dies war ihre Antwort auf die sich immer erneuernden Forderungen der Armfelt'schen Partei, an deren Spitze die jetzt bei ihr versammelten Herren Ehrenström, Frank und Aminoff standen. Die Forderung dieser Partei war, wie wir bereits wissen, daß Fräulein Rudensköld ihre Liebe zu Armfelt auf dem Altar der Politik opfern sollte, sich dem Herzog hingeben und in dieser Weise ihre Partei wieder an's Ruder bringen.

Die Partei wußte durch Bregard, daß sie entdeckt sei, aber vergebens versuchte sie noch zum letzten Male, auf Fräulein Rudensköld einzuwirken. Diese zeigte den versammelten Männern jenes Schreiben des Herzogs, in welchem er von ihr Abschied nahm — ein Schreiben so

voll der tiefsten Liebe und der aufrichtigsten Versprechungen, daß es einen vollgiltigen Beweis ihrer Ansicht abgab, und es des Fräuleins Gutdünken überließ, die sämmtlichen Zügel der Regierung zu ergreifen, — und sie schlug auf das Bestimmteste jedes Verhältniß mit dem Herzoge aus.

Die Verschworenen verließen sie mehr von Bewunderung als von Verdruß erfüllt, nur ihr Bruder Bengt und Forster blieben zurück. Der Erstere, der während des Gesprächs eingetreten war, breitete seine Arme gegen sie aus und drückte sie an seine Brust.

„Ich bin unzufrieden mit Dir gewesen, Schwester," sprach er, „aber ich verzeihe Dir Alles, weil ich Alles gehört habe. Ich liebe und achte Dich."

Forster hatte ein böses Gewissen, denn obgleich er nicht aus freien Stücken Alm die Wege des geheimen Briefwechsels verrathen hatte, fühlte er doch, daß er möglicher Weise allein die Schuld der Entdeckung der Correspondenz trüge.

Aber Fräulein Rudensköld in ihrer unversiegbaren Hoffnung suchte ihn zu beruhigen, und er verließ sie endlich, um zu seiner Braut zu eilen.

Während des Gespräches mit Forster war Bengt in ein Nebenzimmer getreten, wo er sich damit beschäftigte, eine Menge auf einem Tische ausgebreiteter Juwelen und Schmucksachen mit Nummern zu versehen.

Als Forster sie verließ, trat sie zu ihrem Bruder ein

Fräulein Rudensköld hatte aus Liebe zu Armfelt es übernommen, seine ganze Correspondenz auf Schweden in ihrer Hand zu vereinigen, vor allen Dingen seine Briefe dem jungen Könige zu übergeben und dessen Antworten zu empfangen. Von dem Augenblicke an, wo bei Reuterholm Verdacht gegen sie entstand, traf er jedoch solche Vorkehrungen, daß ihre Lage immer schwieriger wurde.

Oft bereute sie auch dieses Versprechen an Armfelt, aber sie wollte es nicht brechen. Ihre Lage wurde noch schwieriger, als Gustav Adolph ihr endlich erklärte, daß er dem Herzoge Versprechen hatte ablegen müssen, nie einen Brief zu öffnen, ohne ihm denselben zu übergeben, und daß er somit von jetzt an nur mündlich mit ihr verkehren könne. Die eigentliche Correspondenz mit Armfelt wurde in Chiffern geschrieben, und nur er und Fräulein Rudensköld besaßen den Schlüssel derselben. Durch Franck erhielt sie die Briefe aus Italien und sandte sie darauf weiter. Die Meisten antworteten mündlich und Fräulein Rudensköld schrieb ihre Berichte in Chiffern nieder.

Eines Tages war sie zum Herzoge beordert, der Wagen stand schon bereit und sie war mit ihrer Toilette beschäftigt, als General Lagerbring ihr eine wichtige Mittheilung überbrachte, die sofort niedergeschrieben werden mußte.

In der Eile, mit welcher der Brief versiegelt werden

sollte, um noch mit der Post abgehen zu können, fand sie nicht sogleich das gewöhnliche Petschaft der Armfelt-schen Correspondenz, nämlich nur einen einfachen Kopf, sondern benutzte ihr Wappen.

Diese Unvorsichtigkeit war eine der Ursachen, weshalb man sich später gesetzlich berechtigt glaubte, sie ihrer Freiheit zu berauben.

„Das wird wohl noch nicht genug sein, fürchte ich," sprach sie, indem sie die Notizen betrachtete, die ihr Bruder über die Juwelen niedergeschrieben hatte.

„Ja, Schwester, durch diese Broche und diesen Stirnschmuck hoffe ich, wird die Summe voll werden.

Sie nahm den Schmuck und betrachtete ihn. Ein Seufzer hob ihren Busen.

„Du seufzst, Schwester ..."

„Ich gedenke nur des ersten Males, als ich diesen Schmuck trug. Es war auf Drottningholm ... ich sah dort Armfelt zum ersten Male ... und deshalb ist der Schmuck mir auch lieb und theuer."

„Du vermagst nicht Deine Augen von ihm abzuwenden."

„Ach, Bengt, Du ahnst nicht, welche schöne glückliche Träume ich unter diesem Schmucke geträumt habe."

„Ich ahne sie wohl, Schwester, aber ich möchte nicht gern daran denken."

„Du hast Recht und doch Unrecht ... indessen nimm den Schmuck, sonst wird die Summe nicht ausreichen.

Bengt blickte seine Schwester an.

„Behalte den Schmuck,“ sprach er. „Es wäre Sünde, ihn Dir zu rauben, es ist vielleicht Dein liebster, und wir werden doch so die Summe zu Wege bringen.“

„Du irrst Dich! ich verstehe mich auch auf Zahlen. Man darf nicht schwach sein, wenn man das thun will, was Recht ist. Da nimm den Schmuck, ich fordere es.“

„Forderst Du es durchaus?“

„Nimm Du den Schmuck, Bengt. Glaube mir, er ist mir nie theurer gewesen, als gerade jetzt, wo er dazu beitragen kann, einem Unglücke zuvorzukommen. Ach ja, zu welchem höhern Zwecke kann wohl etwas dienen, als Kummer und Trauer zu mildern! Wenn Du Alles nähmest, was ich besitze, ich behalte doch noch immer einen Schmuck zurück.“

Bengt blickte ihr liebevoll in's Auge.

„Und dieser Schmuck?“ fragte er.

„Die Hoffnung, Bengt, die Hoffnung auf eine bessere Zeit.“

„Du irrst Dich, Schwester. Die Hoffnung trügt. Du hast noch einen bessern.“

„Ich?“

„Dein theuerster Schmuck, Schwester, ist Dein gutes Herz.“

Und Bruder und Schwester umarmten einander herzlich.

„Wenn ich aufrichtig sein soll, Bengt, so ist diese

Stunde eine der glücklichsten seit vielen Jahren. Ich bin so ruhig, so voller Friede. Weshalb kann es nicht immer so sein?"

„Weshalb? weil Du ein zu reiches Herz besitzest."

„Aber ich fühle gerade, daß meine Befriedigung in dieser Stunde meinem Herzen entspringt."

„Natürlicher Weise. Aber demselben Herzen entspringt auch alle die Unruhe, die Du mitunter fühlst."

„Vielleicht hast Du Recht."

„Die Liebe macht nur Diejenigen glücklich, welchen sie eine eigne Heimath oder einen eignen Heerd baut, alle Anderen macht sie unglücklich."

„Weißt Du, woran ich oft gedacht habe?" fuhr Fräulein Rudensköld fort.

„Sage es mir. Es ist lange her, daß wir vertraut mit einander gesprochen."

„Wenn ich Vermögen besäße ... ach, wie schmerzt es mich, gerade in dieser Stunde arm zu sein! ... ich würde für immer den Hof verlassen und alle die verwickelten Verhältnisse aufgeben, in welchen ich mich jetzt befinde. Ich würde auf's Land ziehen; auf ein kleines Gut mit unsrer Mutter zusammen."

„Aber Du würdest dort nicht gedeihen."

„Ach ja, Bengt, ich würde es doch; ich glaube, ich habe mich getäuscht. Nicht für den Hof, sondern für das stille freie Naturleben bin ich geschaffen."

„Du langweilst Dich am Hofe."

„Ja, Bengt, oder richtiger, die ewigen Intriguen des Ehrgeizes kommen mir fast abgeschmackt vor. Manchmal schaudere ich vor meiner eigenen Stellung zu diesen verwickelten Verhältnissen, und würde glücklich sein, wenn ich alle Bande zerreißen könnte und arm und allein mich weit, weit von hier entfernen. Aber wo sollte ich einen Ort finden, mich vor der ganzen Welt zu verbergen? Einmal in die Welt hineingezogen, wird man überall aufgesucht. Mitunter scheint es mir selbst, als hätte ich nicht einmal Frieden in meinem eigenen Herzen."

„Du weißt, daß ich nicht immer dieselben Ansichten gehegt habe, wie Du, sondern Dich beklagt und mich schweigend zurückgezogen, weil mich das Versprechen bindet, das Du mir einmal abnahmst. Aber jetzt, wo Du selbst mir Dein Inneres eröffnet, möchte ich eine Bitte an Dich richten ... brich mit Armfelt."

Diese Bitte Bengts kam eben so offen und unvermuthet, und brachte dadurch einen um so tiefern Eindruck hervor.

Fräulein Rudensköld senkte ihren Blick zu Boden und blieb eine Weile schweigend, als überlege sie. Bengt wollte sie nicht stören.

„Sage mir, Bengt," fragte sie endlich, „würdest Du einen Freund, gerade wenn er verfolgt, verbannt, gehaßt, mit Einem Worte unglücklich wäre, verlassen?"

Bengt schwieg.

Er hatte das Herz nicht, seine wahren Ansichten

auszusprechen; er umarmte sie statt dessen und ein theilnehmender Seufzer hob seine Brust. Beide versanken in stumme Betrachtungen, sie dachten an ihre jetzige, weniger glückliche Lage.

Eine Stunde eines stummen, stillen Friedens ihres Innern verschwand. Das Herz ist manchmal von einer so milden Wehmuth erfüllt, daß der Gedanke selbst gleichsam seine Schwingen ruhen läßt, um es nicht zu stören.

Lange dauerte jedoch diese feierliche, friedliche Gemüthsstimmung nicht.

Ein Diener meldete den Herzog an.

Die beiden Geschwister fuhren erschreckt auf. Es schien ihnen, als sei eine drohende Gefahr angemeldet worden.

„Der Herzog!“ wiederholte Fräulein Rudensköld. „Was will er?“

Der Abend war bereits weit vorgeschritten.

„Wenn Du es wünschest,“ sagte Bengt, „dann werde ich ihn empfangen.“

„Nein, Bengt, nein, ich will ihn nicht abweisen, aber seine Anwesenheit beunruhigt mich ... so spät ... ich kann mir das nicht erklären.“

„Beruhige Dich, Schwester ...“

„Gewiß, das werde ich, aber jedenfalls ... so spät ...“

Sie gedachte des Briefes, den sie empfangen hatte, und erschrak noch mehr.

„Dieser Besuch scheint mir fast unartig zu sein; es ist eine Dreistigkeit ...“

„Ich gestehe, daß er wenigstens nicht als ein Compliment betrachtet werden kann.“

„Nun mag's drum sein. Ich werde diesen Zufall benutzen und seinen Brief mündlich beantworten.“

„Bengt, geh' Du in das andere Zimmer, um die unterbrochene Arbeit zu vollenden ... sieh zu, daß wir die Summe aufbringen; ich will während dessen mit dem Herzoge reden.“

Bengt hatte sich kaum entfernt, als der Herzog eintrat.

Auch der Herzog fühlte eine gewisse Unruhe, fast Furcht, als er bei Fräulein Rudensköld eintrat; die Umstände klagten sie eines Verbrechens an, und stand es wohl bei ihm, sie zu retten, nachdem er schon seine Einwilligung zum Sturze der Uebrigen gegeben hatte?

Nichtsdestoweniger schmeichelte er sich mit der eiteln Vorstellung, sie beschützen zu können, sofern sie nur selbst wollte. Verblendet durch seine Leidenschaft, übersah er, daß die Bedingung, unter welcher er seinen Schutz anbieten wollte, eine unedle war.

Es war indessen nicht zum ersten Male, daß die Machtvollkommenheit des Schwächern, die Schonung gegen das Opfer eines neuen Verbrechens zugesagt hatte. Neben der berauschenden Leidenschaft tauchte nichtsdestoweniger ein dunkles Gefühl in seinem Herzen auf, das

ihn anklagte. Es war die Stimme des Gewissens, die in der Entfernung murrte, ohne ihre Vorwürfe rein und deutlich auszusprechen.

Nachdem er sie gegrüßt hatte, schweifte auch sein Blick verlegen umher. Glücklicher Weise entdeckte er auf ihrem Tische seinen eignen jetzt eröffneten Brief.

„Sie haben meinen Brief gelesen, Fräulein," sprach er, um irgend einen Gegenstand des Gespräches zu erfassen ... „und zürnen mir nicht, wenn ich komme, um persönlich Ihre Antwort zu empfangen."

„Es ist eine zu große Ehre, Hoheit, und doch, ich verstehe Sie doch nicht recht. In Ihrem Briefe nehmen Sie ja Abschied von mir?"

„Allerdings, mein Fräulein, aber es giebt Umstände, unter welchen man um Alles in der Welt Diejenigen nicht verlassen möchte, von welchen man Abschied genommen hat."

Der Herzog war in Verlegenheit, wie er auf das eigentliche Thema kommen sollte, das ihn zu diesem Besuche veranlaßte.

Jemehr er sie betrachtete, desto verlegener wurde er.

Fräulein Rudensköld fühlte sich nicht weniger unbehaglich, aber sie wollte dem Herzoge Zeit lassen, sich über die Ursache seines Besuches auszusprechen.

In der Wirklichkeit standen sie einander bewaffnet gegenüber, nur mit dem Unterschiede, daß der Herzog der Ansicht war: der Angriff sei schwieriger als die Verthei-

digung; und Fräulein Rudensköld: daß die Vertheidigung schwieriger als der Angriff sei.

Aber der Herzog war von Beiden am wenigsten Diplomat. Das Herz galt ihm stets mehr als der Verstand, mochte er nun hassen oder lieben, und Theilnahme ist die unmittelbare Frucht des Herzens.

„Mein Fräulein," sprach er, „lassen Sie uns Freunde sein, geben Sie mir Ihre Hand."

Dieser Wunsch wurde in einer so fromm naiven Weise vorgebracht, daß er unwiderstehlich war. Sie erfüllte ihn auch.

„Ich beklage Sie, mein Fräulein, ich habe etwas entdeckt, was mich schmerzt. Sie werfen sich wie eine Rasende in die Welt und Verhältnisse ein, lassen Sie mich Ihnen zu Hilfe eilen."

„Sie wollen mir in meinem Rasen behilflich sein?"

Diese Wortklauberei beleidigte den Herzog; aber sie erschien gleichfalls in einer so milden Form, daß sie seinen Verdruß nicht erweckte. Indessen fühlte er sich immer etwas verwundet, und dieses Gefühl steigerte wenigstens seinen Muth.

„Sie haben Ihre Juwelen verkauft, mein Fräulein," bemerkte er, gleichsam um sich zu revanchiren.

Fräulein Rudensköld erhob ihren Kopf und blickte ihn offen und unerschrocken an.

Der Herzog hätte zwar sein Gespräch mit einer weit gewichtigeren Bemerkung beginnen können, aber der

Verkauf der Juwelen verwundete seine Eigenliebe, indem derselbe ihm bewies, daß sie für einen Andern Alles, selbst die Zierrathen, mit welchen die weibliche Eitelkeit sich so gern schmückt, opfern konnte, während sie für ihn nicht einmal einen freundlichen Blick besaß.

„Sie haben sie verkauft, mein Fräulein, leugnen Sie es nicht.“

„Ich leugne es auch nicht, Hoheit, ich habe sie wirklich verkauft. Die Juwelen gehörten mir ....“

„Unleugbar, mein Fräulein, aber der Verkauf ehrt nicht Ihr Urtheilsvermögen und noch weniger Ihre Pflicht als Unterthan.“

Der Herzog hatte gehofft, daß sie wenigstens den Verkauf leugnen würde. Ihr Geständniß, und noch mehr die Art und Weise, in welcher dies geschah, reizte ihn.

„Ew. Hoheit, ich verstehe Sie nicht. Ihre Bemerkung ist mir ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag.“

„Mein Fräulein!“ äußerte der Herzog nur, aber erhob dabei die Hand, nicht um ihr zu drohen, sondern um seinen Worten ein größeres Gewicht zu verleihen.

Dies einzige Wort war so vorwurfsvoll, daß Fräulein Rudensköld tief davon ergriffen wurde.

„Meine Juwelen verkauft,“ wiederholte sie. „Allerdings, aber ... aber ... ich wollte sagen,“ fügte sie hinzu, „wer könnte mich davon abhalten?“

Der Herzog hatte erwartet, daß sie sofort in Angst und Beben bittend ihm zu Füßen sinken sollte, und gleich

einer büßenden Magdalena seine Gnade anrufen. Der Stolz, mit welchem sie ihm entgegen trat, verdroß ihn nicht allein, sondern stählte ihn auch gegen ihre Reize.

„Sie sehen, daß Sie entdeckt sind, mein Fräulein, also ... keine Verstellung mehr. Wenn die Maske gefallen, ist auch die Maskerade zu Ende.“

„Wenn es einem Unterthan erlaubt ist, einen Fürsten zu fragen: weshalb er beleidigt; und einem Weibe erlaubt, einen Mann zu fragen: weshalb er ihre Ehre kränkt; dann wage ich diese beiden Fragen an Eure Hoheit.“

„Und der Fürst antwortet, daß Sie Ihre Juwelen verkauft haben, um Anhänger für die Partei eines Aufrührers zu werben. Der Mann, daß sein Herz verletzt worden, und daß der Haß in die Fußstapfen der fliehenden Liebe tritt.“

„Meine Juwelen verkauft, um Anhänger zu werben! mein Gott! welche elende Anklage! Wie beleidigend, wie bitter ist diese Unwahrheit!“

„Sie gestehen, daß Sie Ihre Juwelen verkauft haben, leugnen aber, daß es um Armfelts willen geschehen ist. O, mein Fräulein, versuchen Sie wenigstens consequent zu sein, und erinnern Sie sich ferner, daß ich nicht hier als Ihr Ankläger, sondern als Ihr Regent stehe. Weshalb eine Sache leugnen, die, wenn Sie mir vertrauen, verziehen werden kann?“

„Sie hegen also mehr Vertrauen, königliche Hoheit, zu den Documenten, als zu mir. — Sagen Sie mir

wenigstens, wer er ist, damit ich ihm wiederum sage, daß er nicht allein mich verleumdet, sondern auch Sie hintergangen hat."

„Sie fahren fort in Ihrer Weigerung?"

„Ich würde Ihnen beweisen können ...."

„Neue Ausflüchte ...."

Die Eifersucht warf unabläßig neuen Brennstoff in das Herz des Regenten und das gekränkte weibliche Gefühl reizte Fräulein Rudensköld fortwährend.

„Ew. Hoheit," sprach sie endlich, „ich vermag nicht diese ungerechten Vorwürfe, diesen unwürdigen Verdacht zu ertragen, ich muß meine Unschuld beweisen."

Der Herzog glaubte ihr nicht. Die Eifersucht zweifelt noch in ihrer Todesstunde — ihr innerstes Wesen ist Mißtrauen.

Fräulein Rudensköld eilte auf einen kleinen Nähtisch zu, und nahm aus einem der Fächer einige Briefe hervor.

„Haben Sie die Güte, Hoheit, lesen Sie ... lesen Sie, ich bitte Sie!"

Und sie übergab ihm einige Briefe ihrer Mutter.

In dem ersten derselben beklagte die Reichsräthin Rudensköld sich über Mangel an Geld, und über die Unmöglichkeit, ihre Hausmiethe zu zahlen; in einem spätern dankte sie ihrer Tochter für das Anerbieten, durch den Verkauf ihrer Juwelen diesem Mangel abhelfen zu wollen; in dem letzten Briefe war das Anerbieten ange-

nommen, mit dem Wunsche, daß Bengt die Sache arrangiren solle.

Die Briefe waren voll mütterlicher Liebe und Innigkeit geschrieben und entschleierten in einer rührenden Weise ein zärtliches Familienverhältniß.

Als der Herzog die Briefe gelesen hatte, fühlte er sich im höchsten Grade aufgebracht.

„Ich habe Sie beleidigt, mein Fräulein, tief beleidigt ... können Sie mir verzeihen?“

„Ich verzeihe Ihnen, Hoheit,“ flüsterte sie.

Die ungerechte Anklage hatte sie tief ergriffen, und sie fühlte sich niedergeschlagen und muthlos.

„Mein Fräulein, ich muß meine Ungerechtigkeit so viel wie möglich wieder gut machen. Ich werde Ihre Juwelen einlösen. Ihr Vater hat sich um das Vaterland Verdienste erworben, Sie dürfen nicht nöthig haben, Ihre Juwelen zu verkaufen, um Ihre Mutter zu unterstützen. Wenn der Staat keine Mittel für Sie und Ihre Frau Mutter haben sollte, so habe ich sie.... Eine ehrwürdige Mutter und eine edle Tochter brauchen nicht Noth zu leiden, so lange ich regiere. Nennen Sie mir die Summe und ich werde sie Ihnen morgen senden.“

Fräulein Rudensköld, die sich eine Weile leidend gefühlt hatte, erhob wieder ihre Augen gegen den Herzog.

Ihr Stolz kehrte zurück.

„Jede Tochter, königliche Hoheit, würde wie ich gehandelt haben. Jede Tochter thut nur ihre Pflicht, wenn

sie einer bedrängten Mutter zur Hilfe eilt. Ich habe auch weiter nichts gethan, und ich kann deshalb auch meine Handlung nicht so beurtheilen, wie es Ihnen beliebt. Aber, königliche Hoheit, wenn ... vergessen Sie nicht, daß ich w e n n sage ... wenn meine Handlung irgendwie eine edle genannt werden dürfte, so wollen Sie mich doch nicht des Schönsten derselben, der Aufopf.rung berauben. Der Mensch vermag nur wenige edle Handlunger zu üben. Er darf keine solche verschenken."

„Sie nehmen also mein Anerbieten nicht an?"

„Nein, königliche Hoheit."

„Sie wollen diese Handlung ungeschmälert wissen?"

„Ich wünsche es."

„Und ich kann Ihren Entschluß nur ehren, aber ... haben Sie alsdann die Güte und leihen Sie mir auf einen Augenblick Feder und Papier."

Fräulein Rudensköld erstaunte über diesen Wunsch des Regenten, indem sie nicht errathen konnte, was er in diesem Augenblicke zu schreiben habe; aber sie kam seiner Aufforderung nach, und der Herzog schrieb einige Zeilen, die er mit seiner Namensunterschrift versah.

„Sie haben mich die Briefe Ihrer Mutter lesen lassen; lesen Sie auch, was ich geschrieben habe."

Und er überreichte ihr das Papier.

Zu ihrer Ueberraschung fand sie, daß der Herzog ihr eine jährliche Pension von zweitausend Thalern Banco

aus seiner Privatchatulle ausgesetzt habe. Das Schreiben war sechs Monate zurück datirt.

Ehe sie sich von ihrer Ueberraschung erholen konnte, hatte der Herzog die Hälfte der Summe auf dem Tische ausgezahlt.

Fräulein Rudensköld äußert sich in ihren Memoiren über dieses Ereigniß folgendermaßen:

„Ich hegte große Bedenken beim Anblick dieser Verschreibung. Es schien mir unwürdig, eine solche Wohlthat anzunehmen, weil mir Armfelts Plan, die Zeit der Vormundschaftsregierung und also auch die der Gewalt des Herzogs zu kürzen, bekannt war, und wenn es mir auch keine Ueberwindung gekostet haben würde, mich von der Gustavianischen Partei zu trennen, weil mir alle ihre Geheimnisse lästig waren, so würde ich sie doch nie von meiner Verschwiegenheit überzeugen können ... und Armfelts Verdacht auf mich zu laden, schien mir die grausamste aller Qualen zu sein.“

„Ew. Hoheit,“ stammelte sie.

„Verstehen wir uns einmal, mein Fräulein.“

„Ich kann von meinem Erstaunen nicht zurückkommen. Diese Summe, diese Zusicherung einer jährlichen Pension — o mein Gott! Sie haben einen Gedanken in mir hervorgerufen ... ich möchte reich sein.... Ich würde mir ein kleines Landgut kaufen, mir eine Heimath bauen und friedlich leben ... o welch schöner Traum! ...“

Der Herzog betrachtete sie schweigend.

Diese Schwärmerei machte sie wieder im höchsten Grade anmuthig, sie verbreitete eine Poesie über ihr ganzes Wesen.

„Und meine Mutter würde bei mir auf dem Lande wohnen ... welche Freude, welches Glück!“

„Sie lieben das Land?“

„Ja, in der freien Natur würde ich vielleicht wieder ein Kind werden.“

Der Herzog hatte sie noch nie schöner gesehen.

„Ein Kind, sagen Sie?“

„Ach! warum können wir nicht immer Kinder bleiben! nur so lange als wir nichts begreifen, interessirt uns Alles. Ein Vogel im Baume, eine Blume auf der Wiese ... wie schön, wie herrlich! ... aber die Jahre und die Convenienz treten uns mit einem Käfig entgegen, und die Freiheit des Vogels und die Schönheit der Blume sind dahin.“

Der Herzog betrachtete sie noch immer schweigend.

„O wenn ich ein Vogel wäre!“

Sie stützte ihren Kopf in die Hand und verstummte, als sinne sie über etwas nach.

„Und Flügel hätte, ich würde weit, weit fortfliegen nach ....“

„Wohin? wohin?“

„Nach Neapel; nach dem ewigen Frühling, nach dem Lande der Orangen.“

Der Herzog that eine Bewegung, die deutlich das unangenehme Gefühl, welches er empfand, zu erkennen gab. Er dachte an Armfelt, der sich in Neapel aufhielt.

„Nach Neapel?"

„Nach dem Grabe Virgils! Die Schönheit der Natur spricht ja dort laut aus, daß sie dort über dem Herzen eines Dichters blüht. Wie würde ich gedeihen unter Palmen, Lorbeern und Oliven."

Es war dem Herzoge unmöglich, länger zu widerstehen.

„Fräulein Rudensköld," begann er und ergriff ihre Hand. „Sie lieben .... Ihre Rede duftet von Liebe .... Sie wissen es selbst nicht."

Verwundert blickte sie ihn an.

„Auch ich liebe," fuhr der Herzog fort.

Fräulein Rudensköld strich mit der Hand über die Stirn.

„Sie lieben, Hoheit?"

„Ich liebe; ich vergesse es nie."

„Nein, nein, wer könnte wohl vergessen, daß er liebe?"

„Aber ich werde nicht wieder geliebt."

„Armer Fürst!"

Diese Worte, die aus ihrem innersten Herzen stiegen, reizten den Herzog noch mehr.

„Sie beklagen mich!" äußerte er; „o mein Gott, Sie müssen .... ja, ja, Sie müssen auch mich lieben. Sie können nicht wollen, daß ich zu Ihren Füßen sterbe.

Lassen Sie mich hoffen. Wenden Sie sich nicht ab von mir."

Fräulein Rudensköld blickte ihn entsetzt an. Von anmuthigen Träumen berauscht, hatte sie nicht allein den Herzog, sondern auch Armfelt vergessen. Die Liebe des Herzogs rief sie zum Bewußtsein zurück.

„Liebe?" wiederholte sie. „Es ist wahr," fuhr sie darauf fort, und ein Lächeln spielte plötzlich um ihre Lippen. „Sie lieben mich. Ich vergaß in der That, daß Jemand mich liebte, während ich davon träumte, die ganze Welt zu lieben. So bezaubernd es ist, zu lieben, so entsetzlich ist es, von Demjenigen geliebt zu werden, den man ...."

„Den man ...?"

„Den man selbst nicht liebt."

Der Herzog erblaßte.

„Durch das Dokument, das ich Ihnen überreicht, habe ich, wie gering auch die Summe ist, jedenfalls meinen guten Willen gezeigt."

Sein Blick erklärte den Sinn seiner Worte.

„Diese Pension sollte also .... ich verstehe Sie! mein Gott, wie könnte ich Sie auch jemals mißverstehen! Diese Pension, sagen Sie ...."

„Ich verdopple sie .... ich erhöhe sie nach Ihrem Belieben."

Mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke zog sie, wie von einer giftigen Schlange gebissen, ihre Hand aus der des Herzogs.

„Ich werde Ihnen ein Landgut in der Umgegend der Hauptstadt kaufen, Sie sollen nichts vermissen.“

„Allmächtiger Gott!“

Der Herzog verstand weniger sie als seine eigene Leidenschaft.

„Seltene Gewächse und Blumen werden Ihnen ihren Duft spenden, und die Vögel in den Hainen Ihnen ihre Lieder entgegen trillern.“

„Schweigen Sie, Hoheit, schweigen Sie!“

„Ich werde den Ort in ein Paradies umschaffen.“

„Und mich?“

Der Herzog hörte nur seine eigenen Gedanken.

„Wenn die Sonne sinkt, und der Abend seine kühlen Schatten über Thal und Wiese ausbreitet, dann lauscht Ihr Ohr, dann blickt Ihr Auge sehnsüchtig in die Ferne, Sie hören die Hunde bellen .... Sie hören Pferdegetrappel .... Sie blicken um sich .... leichte Tritte nähern sich .... und ich ....“

„Sie!“ ....“

„Und ich stürze zu Ihren Füßen.“

Der Herzog that eine fast knieende Bewegung, aber Fräulein Rudensköld that einen Schritt zurück, indem sie ihre Hand gegen ihn ausstreckte.

„Nähern Sie sich mir nicht, königliche Hoheit.“

Der Herzog blickte sie jetzt erstaunt an.

„Sie haben mir eine Pension verwilligt.“

„Allerdings.“

„Sie wollen die Summe verdoppeln.“

„Ganz gewiß.“

„Sie wollen sie erhöhen nach meinem Belieben?“

„Ja, ja.“

„Sie wollen mir ein Landgut schenken?“

„Ich halte mein Versprechen.“

„Es in ein Paradies umschaffen?“

„Befehlen Sie, und Ihr Wille ist mir Gesetz.“

„O, königliche Hoheit, ich will nicht über Sie befehlen.“

Der Herzog näherte sich ihr. Sein Antlitz strahlte, sein Auge blitzte.

„Ich will kein Landgut von Ihnen haben.“

„Sie wollen nicht?“

„Auch keine beliebige Pension.“

Der Herzog schien immer mehr zu erstaunen. Er glaubte einen Augenblick, sie wolle sich ihm nur aus Liebe hingeben.

„Ich will nicht einmal diese Pension von Ihnen haben. Blicken Sie her, Hoheit, ich gebe Ihnen das Dokument und die tausend Thaler zurück.“

„Sie wollen Sie nicht annehmen?“

„Nicht von Ihnen, gnädiger Herr.“

Der Herzog schien sie nicht zu begreifen.

„Ich schätze Ihren guten Willen, Herzog, aber ich will nicht Ihr Schuldner sein.“

„Sie wollen nicht?“

„Haben Sie die Güte, Hoheit, nehmen Sie das

Dokument wieder zurück, mein Herz gehört einem Andern."

Der Herzog vermochte kaum von seiner Ueberraschung zurückzukommen. Erstaunen und Zorn malten sich in seinen Zügen, Verdruß und Unwille bemächtigten sich seiner Sinne. Seine Unterlippe zitterte und seine Stirn legte sich in drohende finstere Falten.

„Und dies ist Ihr letztes Wort, mein Fräulein?"

„Mein letztes."

Es lag in diesem Augenblicke etwas in dem Antlitze des Herzogs, das sie erschreckte, und sein Blick machte sie schaudern.

„Ohne alle Barmherzigkeit weisen Sie also mein Anerbieten zurück?" fuhr der Herzog nach einer Pause fort. „Wozu nützt es also, daß ich barmherzig gegen Sie bin?"

„Ew. Hoheit!"

Fräulein Rudensköld sah, daß ein Sturm heranzog, aber sie blieb unerschüttert und ruhig.

„Sie wollen nicht?" wiederholte er, und ergriff ihre Hand, die er heftig in der seinen preßte. „Ich dagegen sage: Sie müssen."

„Vergessen Sie sich nicht, königliche Hoheit! bedenken Sie, daß Sie zu einer Dame reden."

„Das ist es gerade, was ich nicht vergesse."

Während der Herzog sprach, steigerte sich sein

Unmuth. Vielleicht reizte ihn die Ruhe, die Fräulein Rudensköld beobachtete, aber sein Unmuth war ein eisiger.

„Gestehen Sie mir eines, mein Fräulein ...."

Fräulein Rudensköld antwortete nicht; aber sie blickte ihn unverwandt an.

„Gestehen Sie, daß ich Ihnen ohne jede Bedingung die Pension anbot ..."

„Das ist die Wahrheit."

„Gestehen Sie, daß ich Sie mit der größten Artigkeit behandelt habe."

„Auch das gestehe ich."

„Gestehen Sie, daß ich durch kein Mittel, welches Drohung oder Zwang enthielt, Ihre Einwilligung in die Wünsche erstrebt habe, die meine ganze Seele erfüllten."

„Sie haben recht, Hoheit, ich kann Sie nicht anklagen."

„Schön, mein Fräulein. Jetzt gehe ich zu den Gründen über, weshalb ich Sie so behandelte."

„Gründe!"

„Die Gründe waren, daß ich Sie aufrichtig liebte und im Guten mir Ihre Achtung, ja noch mehr, Ihre Gegenliebe zu erwerben hoffte; jetzt dagegen ist ein anderes Verhältniß eingetreten .... Ihre Härte berechtigt auch mich hart zu sein."

„Sie reden in der That in Räthseln, Hoheit."

„Haben Sie ein wenig Geduld, mein Fräulein, und Sie werden mich bald verstehen."

Der Herzog holte tief Athem, gleichsam um neue Kraft zu schöpfen.

„Ich habe gesagt, daß Sie mein Anerbieten annehmen müssen, jetzt hören Sie mich auch, mein Fräulein. Als ich mich hierher begab, war es in der Absicht, eine große Gefahr von Ihrer Person abzuwenden .... eine Gefahr, die nur ich abzuwenden vermag."

Bei diesen Worten wurde Fräulein Rudensköld unwillkürlich von einer unwiderstehlichen Furcht ergriffen. Sie glaubte nämlich durch dieselben Gewißheit zu erhalten, ob die Pläne der Gustavianischen Partei entdeckt seien, was Frank ihr allerdings gesagt hatte, was sie aber doch in ihrer unerschütterlichen Hoffnung als grundlos betrachtete.

Um sich nicht zu verrathen, stützte sie ihre Hand auf den kleinen Nähtisch und lächelte.

„Sie haben das Vaterland verrathen, mein Fräulein," fuhr der Herzog fort. „Ich kenne das ganze Gewebe der Intrigue, Sie sind entlarvt."

Sie hatte sich also nicht geirrt; sie war wirklich entdeckt.

„Ich konnte Ihnen Ihre eigenen Briefe zeigen. Sie haben sich zu Handlungen hergegeben, die eines Unterthans unwürdig sind; aber nicht genug damit, reden Sie auch in diesen Briefen von mir und meiner Regierung in einer Art, die mir beweis't, daß Sie mit größerer Leichtigkeit Ihre Pflicht, Ihr Gewissen, Ihre Ehre, Ihr

Vaterland vergessen können, als Ihre kleinen Phantasieen, als die flüchtigen Neigungen Ihrer Laune. Ich habe schon den Revolutionsplan Armfelts in Händen .... ah, ... Ihr Schicksal liegt in meiner Hand .... vergessen Sie das nicht, in meiner."

Fräulein Rudensköld fühlte sich vernichtet. Sie war nahe daran, dem Herzoge zu Füßen zu fallen.

„In dieser Stunde ...." fuhr der Herzog fort.

Fräulein Rudensköld fuhr bei diesen Worten zusammen.

„In dieser Stunde!" wiederholte sie.

„Sind die Ordres bereits ausgefertigt, um Ihre Freunde und ... Sie zu verhaften."

Der Herzog zauderte etwas, ehe er diese letzten Worte aussprach.

Noch stand Fräulein Rudensköld aufrecht, aber sie war blaß wie eine Leiche. Das Feuer war aus ihren Augen, die Kraft aus ihren Gliedern geflüchtet. Sie zitterte .... aber sie stand noch.

Es giebt Augenblicke, in welchen das Herz gleich einer abgelaufenen Uhr nicht mehr schlägt, und der Gedanke, gleich einem unbeweglichen Zeiger todt für alles Andere, nur auf einen einzigen Punkt deutet.

Fräulein Rudensköld befand sich in einem solchen Zustande.

„Sie haben ein kühnes Spiel gewagt, mein Fräulein," fuhr der Herzog fort, „ein vermessenes Spiel.

Unter einer anmuthigen Maske haben Sie die intriguante Aufrührerin verborgen. Sie übernahmen die Rolle der Marionette, in der Hoffnung, daß Niemand die Fäden erblicken sollte, die Ihre Bewegungen lenkten. Sie haben sich getäuscht. Einer heftigen Leidenschaft anheim gefallen haben Sie sich blindlings den Ausschweifungen derselben hingegeben, und jetzt werden Sie als ein Opfer derselben fallen. Das Verbrechen erheischt Strafe ...."

Fräulein Rudensköld war in diesem Augenblicke Weib; niedergeschmettert sank sie dem Herzoge zu Füßen.

„Gnade, Ew. Hoheit, Gnade."

„Auch ich habe zu Ihren Füßen gelegen und um Gnade gefleht."

„Gnade! Gnade!"

Der Herzog lachte.

„Wo ist jetzt Ihr Muth, mein Fräulein? wenn die Strafe in ihrer nackten Wahrheit hervortritt, dann beugen Sie Ihr sonst so stolzes Haupt. Jetzt bitten Sie, obgleich Sie über mich hätten befehlen können. Das Verbrechen hat sein Gewissen, die Strafe ihr Entsetzen. Dies verstehen Sie aber nicht, meine Liebe. Weshalb soll das Verbrechen mächtiger sein als die Liebe?"

„Barmherzigkeit, königliche Hoheit!"

„Wollen Sie den Pensionsbrief wieder zurücknehmen?"

„Mein Gott?"

„Geben Sie mir das Recht, die Summe zu verdoppeln?"

„Herzog!"

„Willigen Sie in meinen Wunsch ein, Ihnen ein Landgut zu kaufen?"

Fräulein Rudensköld verbarg das Gesicht in ihre Hände.

„Erlauben Sie mir, einen Ort der Erde in ein Paradies für Sie umzuschaffen?"

„Allmächtige Vorsehung!"

„Nur die Liebe kann Ihr Verbrechen sühnen!"

Ohne zu antworten drückte sie die Hand fest an ihr Herz.

„Sie wollten nicht? ich sagte: daß Sie müßten."

Fräulein Rudensköld erhob sich langsam.

Alle Illusionen ihres warmen Herzens waren auf einmal verschwunden. Vielleicht war es doch weniger der Schauder vor dem Verbrechen, dessen sie der Herzog anklagte, als vor dem, was er ihr vorschlug, welcher sie verwehte.

Aber nicht stürmische Heftigkeit oder bange Verzweiflung traten an die Stelle der schönen Traumbilder. Sie blieb nicht allein ruhig, sondern kalt.

„Antworten Sie mir, mein Fräulein!"

„Ich habe bereits geantwortet, Hoheit!"

„Sie verweigern noch?"

„Verlassen Sie mich, Hoheit!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich meine Ehre nicht verkaufe, daß ich durch nichts so weit eingeschüchtert werden kann."

Der Herzog blickte sie mit dem größten Staunen an.

„Wenn ich irgend ein Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft oder die Regierung begangen habe, dann mag das Gesetz es bestrafen. Ich wende mich lieber an das Gesetz, als an Ihre Gnade."

„Sie verhöhnen meine Macht? Beim Himmel, fürchten Sie sie."

„Ich fürchte nichts, königliche Hoheit, denn ich fürchte nicht länger meine eigene Schwäche."

„Sie haben Ihr Verbrechen eingestanden, Sie haben mich um Gnade gebeten."

„Das war die Schwäche eines Augenblicks, die ich jetzt zu bereuen habe."

„Ihre Handlungen klagen Sie an."

„Meine Handlungen werden meine Unschuld beweisen."

Der Herzog wurde von einer Wuth ergriffen, die so weit ging, daß er sich nicht länger zu beherrschen vermochte.

„Pflichtvergessene!" rief er, indem er den Pensionsbrief zerriß und mit Füßen trat. „Wenn die Sonne wieder aufgeht, werden ihre Strahlen nur spärlich durch das Fenster Ihres Gefängnisses fallen."

Der Herzog erfaßte den kleinen Nähtisch und schob ihn heftig hin und her.

„Ohnmächtige!“ rief er, „Sie werden es zu bereuen haben, ich schwöre es.“

Erschreckt durch diese drohende Bewegung entschlüpfte dem Fräulein ein Ausruf des Entsetzens. Es schien ihr einen Augenblick, als sei der Herzog wahnsinnig geworden.

Bei diesem Angstschrei stürzte Bengt in das Zimmer.

Als er die drohende Stellung des Herzogs erblickte, schlang er seinen einen Arm um die Schwester und streckte den Andern vertheidigend gegen den Herzog aus.

Nachdem Bengt mit dem Verzeichniß der zum Verkauf bestimmten Juwelen und Schmucksachen zu Ende war, hörte er zwar, daß der Herzog noch immer im andern Zimmer sich befand, ohne daß er jedoch dem Gespräche lauschen wollte. Endlich, als er die Heftigkeit bemerkte, mit welcher die Unterredung fortgesetzt wurde, begann er unruhig zu werden, und diese Unruhe steigerte sich in demselben Grade wie der Wortwechsel leidenschaftlicher wurde. Mehr denn ein Mal legte er die Hand auf den Thürgriff, aber er zog sich wieder zurück. Als er endlich den Schrei seiner Schwester hörte, vermochte er nicht länger zu zaudern, sondern trat ein.

Obgleich die Raserei des Herzogs bei dem Anblicke Bengts sich etwas mäßigte, verschwand doch sein Zorn nicht, und ein neuer Verdruß war durch Bengts Anwesenheit hervorgerufen.

„Sie hier?“ rief er.

„Ich bin hier am Platze, Hoheit, ich bin bei meiner Schwester!“

„Bengt! Bengt!“ klagte Fräulein Rudensköld, und stützte ihren Kopf an seine Schulter.

„Beruhige Dich, Schwester, beruhige Dich! fürchte nichts, ich bin hier.“

„Ich fürchte nicht für mich, sondern für Dich, Bengt. Verlaß mich; was willst Du hier?“

„Ihr Thoren!“ rief der Herzog; „Ihr wißt nicht, wie weit ein beleidigter Fürst in seiner Rache gehen kann. Zittert .... meine Macht wird Euch erreichen.“

Und noch vor Zorn glühend eilte er aus dem Zimmer.

Viertes Kapitel.

Forsters Hochzeit.

Ingemarshof, in der nächsten Umgebung Stockholms, war im vorigen Jahrhundert ein berühmtes Wirthshaus. Nicht allein die höheren Stände benutzten es oft zu ihren Festlichkeiten, sondern auch der bemitteltere Bürger nahm bei feierlichen Gelegenheiten, wo sein eignes Haus nicht zureichte, seine Zuflucht zu Ingemarshof.

Auch Forster wollte hier seine Hochzeit feiern, zu welcher er nicht allein Freunde und Kunden, sondern auch mehrere der hohen Beamten der Stadt eingeladen hatte.

Es war Abend, die Krystall-Kronleuchter strahlten schon in den Zimmern, stattliche Schlitten mit klingenden Schellengeläuten fuhren durch die schneebedeckten Straßen, die Gäste versammelten sich allmählig.

Unruhig wanderte Forster in einem kleinen Zimmer auf und ab. Er erwartete noch die Braut. In seinen

stillen Gedanken durchging er die kirchliche Formel der Trauung und mehr denn einmal steckte er seine Hand in die Westentasche, um sich zu überzeugen, daß er den Trauring nicht verloren habe.

Endlich öffnete einer der Marschälle die Thür ... Forster warf einen Blick in den Spiegel ... und von den eingeladenen Herren begleitet, trat er in den für die Trauung bestimmten Saal, durch dessen entgegengesetzte Thür Marie in demselben Augenblicke erschien.

Sein Herz klopfte heftig bei ihrem Anblicke. Es war nicht länger die kleine Haube, die wir auf Lilieholm sahen, sondern Krone und Kranz schmückten jetzt die schwarzen Locken und erhöhten noch die Anmuth der schönen Braut. Ein schwarzes seidnes Kleid umschloß ihre schlanke Gestalt, und ein weißer Schleier wallte leicht und luftig über ihre Schulter herab.

Schon hatte die Ceremonie angefangen. In dem Augenblicke, in welchem sie auf die Kissen niederknieten, und der blaue, mit goldenen Franzen geschmückte Baldachin über ihren Häuptern schwebte, trat Alm ein.

Alm war zu sehr, theils mit seinem Anzuge, theils auch mit dem Auftrage, den Reuterholm ihm gegeben, beschäftigt gewesen, um zu rechter Zeit zu kommen.

Ein ärgerlicher Zug entstellte sein Gesicht, als er bemerkte, daß er nicht mehr vor der Trauung auftreten konnte.

„Nun, das schadet nichts,“ sprach er indessen halb-

laut, „man kommt nie zu spät, wenn man etwas Gutes zu spenden hat. Wer etwas gespart hat, der hat auch …“

Die Gäste bedeuteten ihn zu schweigen; seine laute, störende Rede weckte ihren Verdruß.

In aller seiner Eleganz nahm er sich mit seiner hagern Figur ziemlich komisch aus. Er trug Kniehosen mit breiten, stählernen Schnallen und durch die seidenen Strümpfe traten seine langen schmalen Beine recht hervor. Sein schwarzer Frack war alt und abgetragen, aber durch Dinte hatte er gewußt die Farbe an den Nähten zu restauriren, so daß derselbe wenigstens bei Lichtscheine ziemlich anständig aussah. Ein großer Busenstreifen und eine weiße, reichgestickte Weste, die er irgend einem Juden abgekauft hatte, vollendeten seinen Anzug.

Aber sein Gesicht hatte er nicht restauriren können, und nicht allein in seinen magern Beinen, sondern in seinem ganzen Wesen ähnelte er einer Spinne, diesem Raubthiere der kleinen Insekten, und namentlich zeigte sich dieser Charakter in seinen außerordentlich tiefliegenden, stets spähenden, nimmer ruhenden kleinen Augen, die sein langes, blasses Gesicht noch unheimlicher machten.

Der Neid hatte sich seiner ganz und gar bemächtigt. Seine immer mißglückten Versuche, eine selbstständige Stellung zu erlangen, hatten eine Erbitterung in seiner Seele hervorgerufen, die jedes gute Gefühl erstickte. Wenn er etwas erblickte, was ihm gefiel, ärgerte es ihn,

daß es nicht ihm gehöre; man könnte sagen, daß er in seinen Gedanken fortwährend seinen Nächsten bestahl. Vor allen Dingen war sein alter Freund Forster ein Gegenstand dieses gierigen Neides, der fortwährend an seinem Frieden zehrte.

Er hatte nicht ein so glänzendes Fest erwartet, und namentlich hatte er sich nicht gedacht, daß Forster Gäste aus den höhern Ständen einladen würde. Sein Neid erhielt dadurch neue Nahrung. Er hatte aber auch nicht erwartet, daß Marie so schön sei, wie sie jetzt wirklich erschien, ihr Anblick blendete ihn und er seufzte tief auf.

Aber als er Forster selbst betrachtete und sah, wie dieser vor Glück und Freude strahlte, da vermochte er nicht länger sich zu beherrschen.

„Er hat sein Glück von mir gestohlen," murmelte er, „ich werde mich rächen!"

Die Ceremonie war zu Ende und man brachte dem Brautpaare seine Glückwünsche dar.

Diesen Augenblick betrachtete Alm als den geeignetsten, seinen Auftrag auszuführen, aber die Polizeidiener, die ihn begleiteten, erwarteten auf der Straße ein Zeichen von ihm und er mußte daher noch ein wenig zögern.

Alm war indessen der Letzte, welcher Forster und Marie Glück wünschte.

Auf der Straße vor den Fenstern war eine große Menschenmasse versammelt, um das Brautpaar zu sehen, denn Forster und Marie, der Erstere als der beliebte

Wirth des Opernkellers, die Letztere noch von der Zeit her, als sie auf Lilieholm war, hatten viele Bekanntschaften und Freunde, und man gönnte ihnen von Herzen ihr Glück.

„Die Braut! die Braut!" rief man von der Straße, „wir wollen die Braut sehen."

Gerade bei diesem Rufe trat Alm auf das Brautpaar zu, um in zierlich gesetzten Worten seinen Glückwunsch darzubringen.

Aber die lauten Forderungen der Menge wurden noch dringender, als die Braut zögerte.

Die Marschälle hatten zwei große Armleuchter in eines der Fenster gestellt, um die Braut, wenn sie sich dort zeigte, zu beleuchten.

„Die Braut! die Braut!" wiederholte man von der Straße aus.

Forster führte jetzt Marien auf das bestimmte Fenster zu.

Alm folgte ihnen.

Ein jubelndes Hoch! ertönte aus der Volksmasse, als man Marien erblickte.

Sie hatte einen solchen Beifallsruf nicht vermuthet und fühlte sich gerührt. Sie drückte auch herzlich Forsters Hand, indem sie ihn zärtlich anblickte, und dieser, der in diesem Augenblicke keine Worte für seine Gefühle hatte, würde sie wahrscheinlich auch Angesichts der versammelten Menge umarmt haben, wenn nicht gerade Alm

ihn auf den Fuß getreten und ihm einen schmerzlichen Ausruf abgepreßt hätte.

„Entschuldige, bester Forster, entschuldige!“ stammelte er; „ich vergesse Alles, um Deine kleine, schöne Frau zu bewundern.“

„Nun, das thut nichts,“ sagte Forster, „aber Du wolltest wohl eigentlich etwas Anderes sagen?“

Forster empfand ein unheimliches Gefühl bei diesen Complimenten Alms, aber er hatte das Herz nicht, ihn gehörig abzuweisen.

„Jawohl, jawohl, ich wollte auch etwas Anderes sagen, ja. Ich wollte Deiner schönen Frau sagen, daß wir einander nicht seit jenem schönen Abende gesehen haben, an welchem ich auf Lilieholm den Küper spielte und sie mich Calle taufte. Erinnern Sie sich dessen noch? O, das war ein ganz allerliebstes Abenteuer, obgleich ... obgleich ...“

Das Abenteuer, an welches Alm sich jetzt erinnerte, rief bei Forster den Streich in's Gedächtniß, für welchen er Alm in Verdacht hatte.

„Obgleich?“ wiederholte er indeß, um jedenfalls eine Antwort zu geben.

„Obgleich es nicht so endigte, wie ich hoffte.“

„Nicht?“

„Ich glaubte ganz gewiß, daß mein Glück damals schon gemacht sei, aber anstatt dessen erntete ich lauter Verdruß.“

„Du jagst dem Glücke zu sehr nach, deshalb flieht es Dich.“

„Das kannst Du sagen, der so ein Goldauge des Glücks ist ... mit mir verhält es sich ganz anders.“

Ein Seufzer entschlüpfte Alms Lippen und eine Grimasse entstellte sein Gesicht.

„Nach Deiner Meinung fischt ja die ganze Welt nach Glück.“

„Allerdiugs! Wer hat wohl ein anderes Ziel?“

„Das mag sein, ich habe ihm aber nie nachgejagt, und es ist gegen mich doch außerordentlich wohlthätig gewesen.“

„Sprich nicht davon. Das Glück ist Dir im Schlafe gekommen.“

„Das ist halb und halb wahr. Alles was ich habe, besitze ich fast ohne Anstrengung und ohne es mühsam erstrebt zu haben ... selbst meine kleine Marie hier ... o, sie fiel von selbst in meine Arme, nicht wahr, Marie?“

Marie war, wie wir wissen, nicht sehr gesprächig, sie nickte ihm eine Bestätigung zu und lächelte.

„Das Glück suchte Dich auf, während Du nur ganz gemächlich Deine Pfeife schmauchtest.“

„Und dachte und sann, während ich schmauchte, willst Du wohl sagen. Und handelte still und bedächtig, nachdem ich Alles wohl überlegt hatte, füge ich selbst hinzu. Gott ist mit mir ja in Allem gewesen und das ist ja die Hauptsache.“

„Aber denke Dir nun, zum Beispiel, ... wenn nun ...“

Alm stammelte. Er fürchtete sich fast, das zu sagen, was er dachte.

„Was soll ich nur denken ... sprich von der Leber weg.“

Forster seinerseits fürchtete Alms halbe Redensarten und Phrasen. Er erinnerte sich zu gut, daß dieser gerade in solcher Weise ihm die Erzählung von dem heimlichen Postgange zwischen Armfelt und seinen Freunden abgelockt hatte.

„Denke Dir nun, wenn Du auf einmal ... d. h. in einem einzigen Augenblicke Alles verlörst, was Du besitzest ... Alles?“

Forster fühlte einen Schauder durch diese unzarte Bemerkung. Die Erinnerung an Frances und Ehrenströms Gespräch bei Fräulein Rudensköld flog wie ein Blitz durch sein Gehirn.

„Alles, was ich besitze!“ wiederholte Forster.

„Wie ich sage. Zuerst Dein Hab und Gut.“

„Das wäre ein entsetzliches Unglück ... aber ich müßte wohl die Sache ruhig hinnehmen und wieder von vorn anfangen. Am schmerzlichsten würde es mir um Mariens willen sein.“

„Aber denke Dir, daß Du auch sie verlierst.“

„Marie verlieren? ... o, rede nicht so abgeschmackt!

Nicht wahr, Marie, Du hast mir nicht allein Deine Hand, sondern auch Dein Herz gegeben?"

„Mein ganzes Herz, Forster."

„Hörst Du?"

„Aber denke Dir die Möglichkeit, daß Du ... Deine Freiheit verlierst."

Forster beantwortete diese Aeußerung nicht, er kehrte Alm den Rücken, weil es ihn verdroß, daß einer der Gäste in einem seinem Herzen so theuren Augenblicke wie der gegenwärtige, in dieser Weise zu ihm sprach. In seinem sonst frommen Sinne hegte er außerdem Mißtrauen gegen Alm und er glaubte immer mehr Grund dazu zu haben. Uebrigens bemerkte Forster, daß Marie mit einer schmerzlichen Miene Alms Geschwätz belauscht hatte.

Alm dagegen fühlte sich beleidigt über die Verachtung, die Forster ihm zeigte, aber er verließ doch nicht seinen Platz. Er wußte, daß er jeden Augenblick Forster und die Freude, die ihn jetzt umgab, vernichten konnte und das Gefühl dieser Macht schmeichelte seinem Selbstgefühl.

„Alle Herrlichkeit des Lebens ist wie ein Kartenhaus," begann er wieder, „es fällt bei dem ersten besten Windstoße."

„So!" äußerte Marie.

Der Leser dürfte sich erinnern, daß Marie ziemlich wortkarg war.

Alm wollte bei Forster ein außerordentliches Vertrauen auf sein Glück hervorrufen. Er wollte ihn mit einer Art Entzücken in die Zukunft blicken lassen und gerade in dem Augenblicke, wo Alles ihm freundlich und hoffnungsvoll entgegen lächelte, wollte er ihn stürzen. Er bemerkte erst jetzt, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte.

„Glücklicher Forster,“ begann er deshalb auf's Neue.

Forster wandte sich wieder gegen ihn um.

„Glückliche Marie!“ fügte er hinzu und warf einen bewundernden Blick auf die junge Frau.

„Ich gestehe,“ fuhr er fort, „daß es fast grausam ist, sich Alles in einer solchen Stunde vergänglich zu denken. Wie glücklich seid Ihr nicht! Aber es ist verzeihlich, wenn ich so spreche, ich, der ich die vergängliche Seite der Welt kenne. Du bist unwillig auf mich, Forster. Aber man muß den Freund nicht zu streng beurtheilen, wenn er auch dann und wann ein wenig in's Blaue hineinschwatzt. Es ist eine Wahrheit, daß Dein Glück besser begründet ist, wie das anderer Leute. Du hast in Frieden mit Deinem Herzen Dir selbst ein Glück geschaffen und jetzt ... jetzt ... hast Du nur noch die Früchte desselben in Deiner selbstständigen Lage und die Liebe Deiner Marie zu genießen. Forster, wir sind ja Freunde — alte Freunde ...“

Alm sprach mit einer so scheinbaren Aufrichtigkeit, daß Forster wieder Vertrauen zu ihm faßte.

„Ich male mir schon Dein künftiges Leben aus,“ fügte Alm hinzu.

„Thust Du das?“

Forster liebte Marien innig, und der Gedanke, den Alm jetzt hervorrief, berührte ihn in der angenehmsten Weise.

„Ich denke mir die unten schäumenden Cascaden von Sherry und Roussillon, von Burgunder und Frontignac.“

Forster lächelte.

„Aber ich weiß etwas noch Besseres: ich sehe Dich neben Deiner schönen Frau, Du schlingst Deinen Arm um sie ... es ist Abend ... die Lichter sind angezündet und sie sitzt anmuthig an ihrem Nähtische ... nun, Du legst Deinen Arm um ihre schlanke Gestalt und schaust ihr in die schönen Augen ...“

Alm malte hier eine Scene gerade wie Forster sich das schönste häusliche Glück gedacht hatte.

„Ihr sprecht nicht laut mit einander, Ihr flüstert ...“

Marie's und Forsters Blicke begegneten sich. Ihre Liebe löſ'te sich in einem Blicke, ihr Gefühl in einem Seufzer auf.

„Wovon flüstert Ihr? ... Ihr Schelme!“

Marie erröthete. Forster lächelte und drückte auf's Neue ihre Hand.

„Du streichst eine der schwarzen Locken von Mariens

Stirn zurück . . . und Marie blickt Dich mild und dankbar an."

„Ich danke Dir, mein Freund. Ja, das ist ein Glück!" sprach Forster.

Er hatte allen seinen Zorn, allen seinen Argwohn vergessen. Es schien ihm unmöglich, daß Alm ein falscher Freund sein konnte.

Alm sah, daß er jetzt ein Gespräch begonnen hatte, durch welches er solche Gefühle erweckte, wie er sie wünschte.

„Einige Jahre sind verstrichen . . ." fuhr er fort.

„Einige Jahre!" wiederholte Forster.

„Ich denke mir dieselbe Scene wie vorher, aber nun spielt zu Euern Füßen . . ."

„Still, still, Herr Alm!" bat Marie.

„Sprich nur immer weiter!" sagte Forster.

„Zu Euern Füßen spielt," fuhr Alm fort, „ein kleiner lockiger, schelmischer . . ."

„Kein Wort mehr!"

„Sprich nur immer weiter!" bat Forster.

„Ein kleiner, braunäugiger, frischer . . ."

Eine Rose nach der andern knospte auf Mariens Wange. Forsters Augen strahlten vor Freude.

„Glücklicher Forster!"

„Ach ja, Du hast recht, wer ist wohl glücklicher als ich!"

Alm hatte ein weißes Taschentuch hervorgezogen.

Als er die Wirkung seiner Worte sah, näherte er sich dem Fenster.

„Glückliche Marie!“ fügte er hinzu.

Marie senkte ihre Augen zu Boden.

Alm stand jetzt ganz in der Nähe des Fensters … er hob das Taschentuch in die Höhe, als wolle er sich die Stirn abwischen.

„Und wenn ich mich recht besinne,“ bemerkte Forster, „so habe ich eigentlich Dir mein Glück zu verdanken, denn Du warst es … ich vergesse es nicht … Du warst die Veranlassung des Besuchs auf Lilieholm, an jenem Abende, wo ich …“

Er wollte sagen, wo er Armfelt traf, aber er unterbrach sich, weil dieser Name eine ganze politische Partei bezeichnete und er in Alms Gegenwart keinen Gedanken an diese Partei hervorrufen wollte.

Nichts destoweniger riefen Forsters Worte gerade den ersten Gedanken Alms hervor und fast krampfhaft berührte er die Fensterscheibe mit dem weißen Tuche und gab dadurch das verabredete Zeichen.

„Wie Dir die Brautkrone so schön steht!“ flüsterte Forster.

Und während Alm noch immer das Brautpaar betrachtete, schäkerte und tändelte es immerfort im Gefühle seines Glücks.

Endlich sprang Marie auf und trat wieder an's Fenster.

„Weshalb so eilig?“ rief ihr Forster nach.

„Hörtest Du nicht, wie sie auf der Straße riefen?“

„Was? Du wirst schon eigensinnig! ... ich weiß schon, weshalb Du nicht bei mir bleiben willst.“

„Ich habe es schon gesagt, man ruft!“

Marie hatte in der That recht, aber das Rufen auf der Straße galt dies Mal nicht ihr, sondern etwas ganz Anderem.

„Ich möchte mich rächen,“ bemerkte Forster, „und Dich hier am Fenster vor allen Menschen küssen.“

„Versuche es nicht!“

„Du glaubst also?“

„Ich glaube nicht, daß Du mich unwillig machen willst.“

„Und darin hast Du recht ... ich werde warten ... warten bis ...“

Forster drohte ihr schelmisch mit dem Finger.

In diesem Augenblicke wurde einer der Marschälle abgerufen und als er gleich darauf zurückkehrte, sah er blaß und verstört aus.

Die Gäste sahen, daß die beiden Marschälle mit einander sprachen und weil man entschieden annahm, daß etwas Unangenehmes geschehen war, bildete man neugierig einen Kreis um sie. Je enger der Kreis, je größer wurde auch die Verwirrung und bald schien sie Alle ergriffen zu haben.

Das Lärmen und Rufen auf der Straße steigerte

sich fast in demselben Grade wie die Verwirrung und der Schrecken der Gäste.

Noch standen Forster und Marie beisammen und flüsterten einander jene Kleinigkeiten zu, die einem neuvermählten Paare so interessant sind, aber für alle Andere keinen Werth haben.

Alm blickte sie unverwandt an. Er wollte keine einzige Miene, keine einzige Bewegung verlieren, welche die Freude und das Glück ihrer Herzen zu erkennen gaben.

Aber der Lärm concentrirte sich immer mehr in einigen bestimmten Worten, und Forster, so wie die übrigen Anwesenden hörten deutlich, wie man rief:

„Fort mit ihnen! Nieder mit ihnen! Was wollen sie hier? Fort ... fort!“

Marie erblaßte und Forster näherte sich dem Fenster, um womöglich die Ursache des Mißvergnügens zu entdecken, und zu erfahren, ob dasselbe gegen ihn gerichtet sei. Als man aber von der Straße den Bräutigam erblickte, begrüßte man ihn mit einem jubelnden Hoch!

„Hörst Du, Marie! der Lärm gilt nicht uns! beruhige Dich!“

Einer der Marschälle näherte sich jetzt jedoch Forster und wünschte ihn zu sprechen; aber kaum hatten sie einige Worte mit einander gewechselt, als Schmerz und Entsetzen sich in Forsters Antlitze malten. Blaß wie eine Leiche griff er mit der Hand nach einem Stuhle. Er

schwankte. Seine Lippen zitterten, es war, als wollte er reden; aber er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Wozu entschließest Du Dich?" fragte endlich der Marschall.

„Was ist zu thun? ich muß natürlicher Weise folgen; aber Marien ... ich habe nicht den Muth, sie davon zu benachrichtigen."

„Du mußt Dich ermannen ihretwegen."

„Ja, ja."

„Sage ihr, daß dringende Geschäfte Dich zwängen, Dich sofort in die Stadt zu begeben. Wir werden sie nachher allmählig von der Wahrheit benachrichtigen."

„Barmherziger Gott!"

„Muth! Muth! Die Sache dürfte bald entschieden sein ... und ..."

Die Nothwendigkeit macht die Menschen meist stärker als sie gewöhnlich sind, und sie wirkte in solcher Weise auf Forster ein.

Indessen erreichte er noch nicht Marie, als die Thür aufgestoßen wurde und mehrere lärmende, unbekannte Männer einstürzten.

„Was heißt das?"

„Zurück! zurück!"

„Zurück!" riefen die Gäste.

Durch diese unzweideutigen Befehle stutzten die Männer und bereiteten sich darauf vor, eine Erklärung abzugeben.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Das Volk hatte erst dann die Anwesenheit der Polizeidiener bemerkt, als diese, um sich durch die Menge zu drängen, ihre Stöcke hervorzogen. Lärmen, Fluchen und Stoßen war davon die natürliche Folge. Die Polizei glaubt im Allgemeinen ihre Pflicht zu thun, wenn sie sich wie ein Zuchtmeister selbst in die unschuldigsten Freuden des Volkes mischt. Das Volk erblickt in den Polizeidienern weiter nichts, als die leichtgereizten Tyrannen der Straßen. Ueberall, wo das Volk und die Polizei zusammenstoßen, ist auch die natürliche Folge Unordnung und Schlägerei. Wer ist der Schuldige? Die Polizeiakten sagen: das Volk; die Moral sagt dagegen oft: die Polizei.

Während des Gedränges auf der Straße, hatten einige der Polizeidiener, um dadurch Respekt einzuflößen, die Aeußerung gethan, daß Jemand hier verhaftet werden solle und als ein Wort dem andern folgte, wußte man auch bald, wem die Verhaftung galt.

Das Volk sieht im Allgemeinen in jedem Polizeidiener die lebendige gesetzliche Ungerechtigkeit. Die Polizei hat selbst dieses Vorurtheil gegen sich hervorgerufen und sobald die Polizei irgend Jemand verhaften will, sind auch instinktmäßig die Sympathieen des Volkes auf Seiten des Verhafteten. Dies war auch hier der Fall.

Es glückte nichts destoweniger den Polizeidienern, in's Haus zu treten, aber ein Theil der Menge folgte;

unter diesen machte sich namentlich ein großer, herkulisch gebauter Mann bemerkbar, welcher eben so viel Kraft wie ein Dutzend gewöhnlicher Leute zu besitzen schien.

Derselbe hatte zuerst seine Stimme für Marien und Forster erhoben und er war jetzt auch der Erste, der den Lärm begann, sobald er Gefahr ahnte. Endlich war er, breitschulterig und entschlossen in seinem ganzen Auftreten, hier eine Art Anführer des Volkshaufens.

Der Leser wird in diesem Manne kaum den früher so bescheidenen und einfältigen Diener des jungen Döring, Namens From wieder erkennen und doch war es kein Anderer.

Als Döring Stockholm verließ, dachte der Admiral From mit auf's Land zu nehmen, aber dieser, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den jungen Döring wieder zu finden, den er noch immer in Stockholm wähnte, wollte durchaus nicht die Hauptstadt verlassen. Er glaubte, dem jungen Döring sei irgend ein Unglück passirt, und wollte die nähern Umstände desselben erforschen.

Während er seine Nachforschungen fortsetzte, wurde er Brauerknecht. Er mußte leben. Die Kraft weiß sich in Respekt zu setzen. From war groß und stark und zu seiner Zeit gab es schwerlich einen Brauerknecht, der einen solchen Namen besaß wie er. Nach Verlauf eines halben Jahres hatte er seinen bäuerischen Dialekt, nach einem ganzen Jahre seine bäuerischen Manieren abgelegt und nach anderthalb Jahren war er nicht mehr von einem

eingeborenen Stockholmer Brauerknechte zu unterscheiden. Nur seine bäuerische Ehrlichkeit wollte ihn nicht verlassen, und er war als ein treuer, zuverlässiger Arbeiter bekannt.

Diese Erfolge machten ihn immer kühner und seine Freunde gaben endlich zu, daß, wo er seine Faust in die Waagschale legte, die Sache ein- für allemal entschieden sei.

From nahm auch seinen ersten immer vermißten Herrn Gustav Mauritz Döring zum Beispiel bei seinen Faustexpectorationen.

„So hätte er thun sollen," sprach er, und wenn auch nur From allein wußte, wen er mit diesem Er meinte, so war man doch dermaßen an dies Wort gewöhnt, daß man sich fast stets eilig aus dem Spiele zog, um seinem sehnigen Arme zu entgehen.

From kam als Brauerknecht bald mit Forster in Berührung, und Forster, der seine politischen Kellermeisterpläne hatte, suchte ihn durch guten Wein auf seine Seite zu bringen. Dies glückte ihm vollständig und zwar in dem Grade, daß From ihm blindlings gehorchte.

Als Forster seine Hochzeit feiern wollte, schwur auch From hoch und heilig, daß ein solcher Jubel noch nie in Stockholm gehört worden sein solle. Er hielt Wort.

Es lag in Froms Charakter, treu zu sein sowohl im Glück wie im Unglück. Er hatte Forster ein Hoch

gebracht, als das Glück ihm noch aus Mariens Augen lächelte, und er rief auch jetzt Sturm, als die Polizeidiener ihn verhaften wollten. Das Eine wie das Andere war Froms Charakter angemessen.

Als er in das Vorzimmer eingetreten war, entstand auch ein kleines Vorpostengefecht zwischen den ungleichen Parteien, unter welchen die Thüren zum Hochzeitssaale eingerannt wurden. Das Vorzimmer war schon mit Menschen angefüllt, und die Volksmasse drang noch immer von der Straße ein.

Ohne daß Forster dem zuvorkommen konnte, erfuhr auch jetzt Marie, daß die Verhaftung ihm gälte.

Ihr Entsetzen war unbeschreiblich. Blaß, stumm, zitternd schmiegte sie sich dicht an Forster an.

Das Lärmen steigerte sich immer mehr, die Polizei wollte sich Forsters bemächtigen, das Volk protestirte. Eine wirkliche Schlacht schien jeden Augenblick ausbrechen zu wollen.

From hatte sich an der Thür postirt.

„Wo ist der Verhaftsbefehl?“ frug er die Polizeidiener.

„Wir brauchen solche Dinge nicht,“ antworteten diese, „unsere Zeichen beweisen zur Genüge, daß wir uns im Rechte befinden.“

„Ihr lügt! Diese Zeichen sind falsch ... Hinaus mit Euch! ... hinaus!“

Alles schien die Vermuthung zu bestätigen, daß die Polizei weichen müsse.

Alm hatte sich als stummer Zuhörer in einem Winkel zurückgezogen. Um sich nicht persönlich irgend einer Unannehmlichkeit auszusetzen, hatte er es so arrangirt, daß die Polizei die Verhaftung ausführen sollte, ohne daß er selbsthandelnd aufzutreten brauchte. Nicht ohne Unruhe verfolgte er deshalb den Gang des Unternehmens, um so mehr, weil er fürchtete, daß Forster ihm möglicher Weise ganz entschlüpfen könnte.

Erstens beneidete er Forster um sein Glück, und freute sich, ihn demüthigen zu können, aber vor allen Dingen dachte er an seine Stellung zu Reuterholm und dessen bestimmten Befehl, daß die Verhaftung gerade an diesem Abende geschehen müsse.

Die Polizeidiener wurden immer mehr zurückgedrängt, und mit jedem Rückschritte derselben steigerte sich auch Alms Verlegenheit.

From war nicht der Unthätigste.

Die strenge Pflicht gebot endlich Alm aufzutreten, und dies grämte ihn um so mehr, weil es selbst in seinen Augen eine Erniedrigung war.

Nicht allein Forster, sondern auch mehrere der Gäste boten allen ihren Einfluß auf, um die gereizte Menschenmasse zu beruhigen, aber vergebens.

Man hatte schon die Polizeidiener wieder zurück bis an die Treppe gedrängt und beabsichtigte jetzt, sie

hinabzuwerfen. From hob schon einen derselben hoch über seinen Kopf, um, wie er sagte, ihn gegen alle Mißhandlungen zu schützen. Man fürchtete den Ausgang und Niemand besaß die Gewalt, ihm zuvorzukommen.

Alm trat jetzt hervor und gebot Ruhe, während er ein Papier aus seiner Tasche zog. Hierdurch lenkte er natürlich die Aufmerksamkeit Aller von den Polizeidienern auf sich.

From setzte den Polizeidiener wieder zu Boden, um zu hören, was geschehen würde.

„Still! still!“ rief er der Masse zu, als der Lärm noch immer fortdauerte, und die Menge schwieg auch sofort, seiner befehlenden Stimme gehorchend.

In Alms Innerm kreuzten sich verschiedene Gefühle. Er leugnete nicht das Hinterlistige seiner Handlungsweise, aber ... aber ... Reuterholm hatte es ihm befohlen.

An diesen Befehl lehnte sich sein Gewissen und Reuterholm sollte ihn belohnen, dies war der Schwimmgürtel, der ihn über die Wogen der allgemeinen Verachtung emporhalten sollte.

Das Papier, welches er hervorgezogen hatte, war ein Verhaftsbefehl vom Polizeidirektor ausgefertigt.

Als er den Befehl vorlas, machten auch die unzweideutigsten Aeußerungen der Verachtung und der lauteste Unwille sich Luft.

„Alle Teufel der Hölle!“ brummte From.

Marie's Kopf sank auf Forsters Brust nieder; es war eine angeschossene Taube, die jetzt furchtsam, fast sterbend um sich schaute.

Forster selbst schien die Verhaftung viel weniger als Marie zu beachten.

Alms Auftreten flößte den Polizeidienern neuen Muth ein.

„Sie müssen uns folgen. Es erwartet Sie unten ein Wagen."

From ballte seine Fäuste und sein Gesicht glühte vor Zorn.

Es erhoben sich indessen keine Stimmen mehr gegen Forsters Verhaftung ... im Gegentheil, Viele traten auf die Seite der Polizeidiener, und Forster, der selbst keinen Augenblick sich zu widersetzen versucht hatte, führte jetzt Marien auf ein Sopha, um sie dort der Sorgfalt ihrer Freundinnen zu übergeben.

Froms Blick war dagegen unverwandt auf Alm gerichtet.

Der ganze Auftritt war ein schmerzlicher, fast herzzerreißender.

Marie schien nicht mehr zu wissen, was um sie her vorging. Fast ohnmächtig sank sie auf's Sopha nieder.

Selbst Alm fühlte sich gerührt. Nur From blieb hart und schroff.

„Mein Glück muß einmal über ihre Häupter hin-

weggehen," tröstete sich Alm. „Das Schicksal will es, Niemand kann dagegen ankämpfen."

Eine Weile herrschte eine lautlose Stille im Saale. In ihrem Brautschmucke saß Marie im Sopha mehr todt als lebend; der Brautanzug war ein fürchterlicher Contrast zu dem Schmerze ihres ganzen Wesens.

Forster wollte diesen fast bewußtlosen Zustand Mariens benutzen und sich entfernen.

Alle begriffen seine Absicht und die Menschenmasse theilte sich, um ihn durch zu lassen; selbst Alm verstand ihn und beschloß ihm zu folgen. Er wünschte ihn persönlich Reuterholm übergeben zu können und seinen Lohn — seine Belohnung zu empfangen.

Er lächelte vor Freude bei diesem Gedanken, er glaubte jetzt endlich das Glück beim Schopfe gefaßt zu haben und war fest entschlossen, sich jetzt nicht wieder zurückdrängen zu lassen.

Er folgte auch jeder Bewegung Forsters mit einem fast raubgierigen Blicke, als fürchte er die Möglichkeit, ihn auf irgend eine Weise doch zu verlieren. Er näherte sich dem Ausgange — Forster hatte soeben das Zimmer verlassen — da fiel Froms Blick auf ihn. Dieser sprach einen so kalten, unbestechlichen Haß aus, daß Alm unwillkürlich zusammenfuhr und sich durch die Thür hinaus zu schleichen versuchte. Kaum hatte er jedoch die Schwelle betreten, als Froms starker Arm mit einem solchen Gewichte auf seine Schulter fiel, daß er schwankte und

unwillkürlich ein Angstschrei über seine blassen Lippen drang.

Dieser Schrei wurde das Signal eines neuen Tumults. Aber diesmal folgte die Menschenmasse Forster und Alm auf die Straße.

„Laß mich los!“ rief Alm.

Sein Entsetzen wuchs, je mehr er den breitschulterigen, schweigsamen Menschen betrachtete, dessen Hand noch immer auf seiner Schulter ruhte.

„Ich bin im Dienste des Baron Reuterholm,“ bemerkte Alm. „Laßt mich los!“

„Sage lieber im Dienste des Teufels!“ brummte From.

Der Angstschweiß brach schon auf Alms Stirn hervor. Wenn er nicht vermochte, sich von seinem fürchterlichen Angreifer mit der eisernen Hand loszumachen, würde seine letzte Stunde geschlagen haben, das fühlte er. Vor Angst erblaßten seine Wangen und zitterte sein Herz. Der Gedanke zu sterben war ihm noch nie beigekommen und der Gedanke, von der hin- und herwogenden Menschenmasse zerfleischt zu werden, ließ ihn schon im Voraus alle Qualen eines schmerzlichen Todes fühlen.

Forster war mit einigen Polizeidienern in einen Wagen gestiegen und dieser bewegte sich bereits langsam vorwärts.

Das Volk schien nicht recht zu wissen, was es thun sollte. Auf Forsters Wunsch trennte man sich zwar und

machte dem Wagen Platz, aber man fuhr fort zu lärmen und zu drohen.

From trat in diesem Augenblicke mit Alm auf die Straße.

„Wenn Du mich nicht losläßest, soll der Teufel Dich holen!“ drohte Alm.

„Reuterholm meinst Du!“

Die Menschenmasse brach in einen stürmischen Jubel aus. —

„Schau Dich um,“ fuhr From fort.

„Wozu?“

„Du sollst Deine Richter anblicken.“

„Welche?“

„Das Volk.“

„Laß mich los!“

Vergebens versuchte Alm sich frei zu machen; er warf ängstliche Blicke um sich, aber überall begegnete ihm Hohn und Verachtung. Ehre und Muth können leiden, aber ihr Leiden ist Balsam gegen das des Verraths und der Feigheit.

„Blickt her!“ rief From jetzt der Menschenmasse zu.

„Seht Ihr, wie dieser arme Teufel sich fürchtet ...“

„Ja ja.“

„Der Kerl ist jetzt schon ganz grau und gelb vor Angst.“

Man lachte und zollte dem Redner Beifall.

„Er zittert! Seht Ihr, wie er zittert? Wißt Ihr weshalb? — das Gewissen schlägt ihm.“

Das Lärmen nahm wieder zu.

„Als Freund war er von Herrn Forster zur Hochzeit eingeladen. Er kam ... aber um seinen Freund zu verrathen. Ein hübscher Kerl das ... nicht wahr? Als der Wirth ihn auf Wein und Punsch einlud ... zog er einen Befehl hervor, den Wirth zu verhaften. Mit der einen Hand ergriff er sein Glas und brachte die Gesundheit seines Wirthes aus, in der andern hielt er den Verhaftsbefehl. Nehmt ihn, meine Freunde, nehmt ihn! ... und richtet ihn.“

From hob bei diesen Worten Alm in die Höhe und zeigte ihn dem Volke.

„Schaut her, Kameraden, so sieht ein Verräther aus!“

Und darauf schleuderte er ihn von sich auf die Straße. From behandelte Alm ganz und gar wie einen Handschuh.

Alm wurde von hundert Armen empfangen und dies rettete ihn gerade.

Alle wollten ihn packen und Einer stieß den Andern bei Seite, um ihn zu erreichen.

Von seiner Luftreise zurückgekommen, glückte es ihm auch, sich durch die Menge zu winden und es war seine Absicht, den soeben davon gefahrenen Wagen, in

welchem Forster saß, einzuholen und sich wenigstens auf den Bock zu retten.

Die Straße war zwar vor dem Hause erhellt, aber die dichte Menschenmasse warf finstere Schatten um sich und dies erleichterte seine Flucht. Das Glück schien ihm auch noch einmal zu lächeln, der Kutscher wollte ihm schon die Hand geben, damit er den Bock besteigen könnte, doch das Glück war ihm auch diesmal untreu, denn in demselben Momente wurde er durch das Wogen der Menschenmasse mit einer solchen Heftigkeit vorwärts geschleudert, daß er augenblicklich zu Boden fiel. Das Mißgeschick wollte, daß er unter die Pferde kam und diese aufgeschreckt durch das Toben, machten einen Satz vorwärts ... Alm stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. —

„Er ist todt!“ rief man.

„Nein, er lebt!“

„Schlagt ihn vollends todt!“ schrieen Andere.

„Still!“ befahl From.

Froms kräftige Stimme übte eine erstaunliche Macht über das Volk.

„Meine Beine! meine armen Beine!“ jammerte Alm. —

Die Räder waren über seine Beine gegangen und hatten die Knochen zersplittert, auf welchen er sein ganzes Leben hindurch mit der rastlosesten Gier dem Glücke nachgelaufen war.

„Schlagt ihn todt! ganz todt!“

„Einen Schurken muß man todtschlagen,“ rief From, „aber einem Verwundeteu muß geholfen werden. — Seht Ihr nicht, daß er verwundet ist? Seid ihm behilflich...“

„Jawohl, wir wollen ihm zu Hife eilen... Hilfe...“ rief man jetzt.

„In's Spital mit ihm!“ fuhr From fort.

Und das Volk trug ihn jetzt vorsichtig auf einen Wagen, der ihn sofort in ein Krankenhaus brachte.

In demselben Augenblicke, als Forster den festlich geschmückten Saal, in welchem jetzt Schmerz und Verwirrung eingekehrt war, verließ, erwachte Marie aus ihrer Ohnmacht und sprang vom Sopha auf mit irren Blicken.

Es wäre vergebens, wenn wir versuchen wollten, ihren Schmerz zu beschreiben. Sie eilte an's Fenster und blickte in die finstere Nacht hinaus.

„Rettet ihn! Rettet ihn!“ schrie sie, und ihr antwortete Alms herzzerreißender Schrei und das Toben der Menschenmenge. Sie wähnte, jener Schrei käme von Forster und sank auf's Neue leblos in die Arme ihrer Freundinnen.

Fünftes Kapitel.

Phantasie und Wirklichkeit.

Als der Herzog Fräulein Rudensköld verließ, blickten die beiden Geschwister einander mit Entsetzen an. Erst jetzt sahen sie die Gefahr ein, die ihnen drohte. Bengt, der erst gegen das Ende des Gesprächs eingetreten war, glaubte, daß der Zorn des Herzogs durch verschmähte Liebe hervorgerufen worden sei, bat jedoch seine Schwester um nähere Aufklärung.

Fräulein Rudensköld glaubte, ihn bei dieser Ansicht lassen zu müssen. In der That war das Verhältniß so, nur mit dem Unterschiede, daß der Herzog in ihrer mit Armfelt geführten, jetzt entdeckten Correspondenz eine gefährliche Waffe zur Rache in der Hand hielt. Obgleich sie selbst beunruhigt und aufgeregt war, versuchte sie doch Bengt zu trösten und es glückte ihr endlich. Sie sah die Nothwendigkeit ein, den Augenblick schnell zu benutzen,

um die Juwelen zu verkaufen. Sie überredete Bengt, dies sofort zu thun und nachdem sie die theuern Schmucksachen in einen kleinen Kasten gelegt hatte, entfernte er sich, in seinen Mantel gehüllt, den Kasten unter dem Arme.

Sie warf einen langen liebevollen Blick auf ihren Bruder. Wann und unter welchen Verhältnissen würden sie einander wohl wieder sehen?

Der Gedanke, daß Bengt eine rettende Hilfe für ihre geliebte Mutter trug, war ihr ein Sonnenstrahl in der finstern Nacht ihres Schicksals.

So lange die Ereignisse in schnellem Wechsel auf einander folgen, wirken sie gewöhnlich dermaßen auf das Weib ein, daß es oft selbst nicht weiß, weshalb es so und nicht anders handelt. Der Charakter entwickelt sich ganz unmittelbar; das Gefühl leitet sie mehr als die Reflexion. Das Weib gleicht dem schwachen Rohr, es bricht allerdings nicht leicht, aber es beugt sich unwiderstehlich vor Wind und Wetter. Erst später, nachdem die That ihre Kräfte beansprucht und aufgezehrt hat, kommt die Reflexion in den Fußstapfen des Gefühls und forscht nach den Motiven und Resultaten. Mitunter findet sie eine gute Frucht, oft nur eine taube Nuß, aber immer wird die Reflexion gestehen müssen, daß, mag das Weib gehandelt haben wie es will, jede ihrer Handlungen gewöhnlich immer das Gepräge ihres Herzens und nur dieses tragen werde. Wie wichtig ist deshalb nicht die Erziehung des weiblichen Herzens!

Fräulein Rudensköld hatte nur gehandelt, wie es ihr Herz gebot. Was sie gesagt hatte, war nur ein Versuch ihres Verstandes, die Handlungsweise ihres Herzens zu vertheidigen.

Jetzt kam die Reflexion; aber es war die Reflexion eines Mädchens, das heißt, sie war eine Schwester der Phantasie und sie flog anstatt zu gehen, lächelte anstatt mit gefurchter Stirn den Blick zu schärfen.

„Ich habe recht gethan," sprach sie, „und doch haben Alle mich verlassen, doch zürnen mir Alle! Ach, daß die Männer nur ihre eigennützigen Interessen vor Augen haben. Wie viel besser würden wir nicht sein, wenn sie anders wären. In welchen Abgrund hat man mich nicht stürzen wollen. Noch scheint es mir, als kämpfte ich mit einem Dämon an seinem Rande ... kämpfe und siege ... und doch öffnet sich wieder ein neuer Abgrund meinen Blicken. ... Soll ich auch an seinem Rande kämpfen und siegen.

„O Herzog, wie bin ich doch reich und glücklich im Vergleich mit dir! Du willst mich in Fesseln schlagen, weil ich dich gefesselt habe. All' deine Gewalt reicht jedoch nicht hin, mir ein solches Gefängniß zu bereiten, in welches ich dich eingesperrt habe. Ich verzeihe dir deinen Zorn, er ist ohnmächtig. Im Gefängniß zu sein, was ist das anders, als allein zu sein? und nichts habe ich mir so sehnlich gewünscht. In der Einsamkeit leben meine Phantasieen das höchste Leben der Liebe. Wenn war ich wohl glücklicher als wenn ich einsam war? Wüßtest du, Herzog,

daß du mich glücklich machst, wenn du mich verhaften läßt, du würdest es gewiß nicht thun.

„Was Besseres kann ich mir wohl wünschen als ein Gefängniß? Dadurch werde ich meiner trostlosen Stellung zwischen den Parteien enthoben, und friedlich werde ich die Zeit erwarten, bis Armfelt wiederkehrt und meine Fesseln lös't. Bis dahin will ich in Frieden davon träumen. Möchte man mich bald in's Gefängniß führen!

„Sollte es indeß nicht meine Pflicht sein, Ehrenström, Franck und die Uebrigen von dem zu benachrichtigen, was mir der Herzog gesagt hat? Aber weshalb? Was haben sie im Ganzen zu fürchten? Der Herzog spricht von einer Verschwörung! ... armer Fürst! er ist nicht glücklicher in seiner Politik als in seinen Liebeserklärungen. Ich weiß von keiner andern Verschwörung als der, welche darauf hinzielt, Reuterholm zu entfernen und Armfelt wieder zurückzubringen. Und wer wird wohl darin eine Verschwörung gegen den Herzog, ... einen Verrath gegen Reich und Land erblicken?

„Mögen Ehrenström, Franck, Aminoff, mögen sie Alle ruhig schlafen. Es wäre Sünde, sie eines Gespenstes wegen zu wecken. Ich könnte ihnen indeß ein Billet senden ... einen Boten, der ihnen sagte, was ich weiß und sie könnten die Zeit benutzen zu entfliehen.

„Fliehen! ... o, ich bin überzeugt, Niemand von ihnen würde fliehen, wenn sie auch selbst die Worte des Herzogs gehört hätten. Fliehen hieße ein Verbrechen ein-

gestehen und wir haben nichts gethan, dem man einen solchen Namen beilegen könnte.

„Die Uhr ist schon spät ... still!..."

Die Thurmuhr der Jakobskirche schlug in diesem Augenblicke und sie zählte die Glockenschläge.

„Schon eilf? — wie die Zeit verstreicht. Einen Boten zu senden ist jetzt zu spät und würde uns nur dem Verdacht aussetzen. Wer weiß auch, ob der Herzog meine sogenannten Mitverschworenen kennt? Die Thore sind übrigens auch bereits überall geschlossen ... morgen also, morgen!

„Einst drohte mir Reuterholm. Ich weiß, daß ich lächelte. Hätte er diesen Herren gedroht, sie würden gewiß gezittert haben. In der Wirklichkeit sind die Männer furchtsamer als die Frauen ... und weshalb? Weil der Verstand feiger ist als das Herz. Der Verstand sieht die Gefahr, während das Herz nur von seinem Pflichtgefühl erfüllt ist."

Sie klingelte.

Ihr Kammermädchen trat ein. Es war wiederum Anna, die Fräulein Rudensköld, als Marie sie verließ, um sich mit Forster zu verheirathen, wieder angenommen hatte. Wenn sie auch Vieles gegen Anna zu bemerken hatte, so kannte dieselbe doch aus alter Gewohnheit alle ihre kleinen Pflichten, und sie sprach nur nicht so oft und so viel mit ihr, wie früher.

Nachdem Fräulein Rudensköld ihre Nachttoilette ge-

macht hatte, warf sie einen mütterlichen Blick auf ihre Blumen und suchte darauf das Lager.

Hier rollte ihre Phantasie ihr die verschiedensten Bilder auf und wie an jenem Abende, an welchem Charlotte Forsberg zu ihr eintrat, zauberte dieselbe auch jetzt ihre schönsten Gedanken, ihre edelsten Gefühle in reizende Traumbilder um.

Sie schloß die Augenlider und träumte in halbwachem Zustande.

Aber auch finstere Bilder traten vor ihr inneres Auge und es war ihr, als forderte Armfelt sie auf, den Schlüssel zu der Chifferschrift zu vernichten, unwillkürlich erhob sie sich wieder und holte aus einem geheimen Fache ihres Schreibtisches dieses wichtige Blatt Papier hervor.

Allmählig verschwanden jedoch die Eindrücke, welche die Ereignisse des Tages bei ihr hinterlassen hatten; die Thurmuhr schlug drei Viertel auf Zwölf und bald schlief sie so ruhig ein, als sei sie ein armes, schlichtes Mädchen, das keine Freude und keinen Kummer kennt.

Aber diese Ruhe dauerte nicht lange.

Die Uhr hatte eben Zwölf geschlagen, als die Thür ihres Zimmers gewaltsam geöffnet und sie durch das Eintreten mehrerer Personen, durch Waffengeklirr und Lärm aus dem Schlafe auffuhr.

Bald stand vor ihrem Lager der Husarenoberst, der barsche, rohe Aminoff, der Justizkanzler Lode, der Polizeimeister Ullholm, Major Bratt, ein Offizier der Wache,

mehrere Polizeidiener und ein Soldat, mit gezogenem Degen, dem man befahl, hinter dem Kopfende Posto zu fassen. —

Sie erblaßte. Sie zitterte, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen. Sie sah ein, daß der Herzog seine Drohung ausgeführt habe und zwar nicht allein schneller, sondern wie es schien auch in einer gewaltsameren Weise als sie jemals geahnt hatte.

Alle ihre schwärmerischen Phantasieen entflohen auch jetzt der unbestechlichen Wirklichkeit gegenüber, die nun ihre ganze zwingende Gewalt entwickelte.

Ihre erste Bewegung war ein Versuch, die Bettvorhänge zuzuziehen, aber die rohe Gewalt riß sie auseinander und befestigte sie so, daß ein erneuter Versuch unausführbar wurde.

Nachdem der Kanzler der Justiz ihr erklärt hatte, daß sie einer Verschwörung gegen die bestehende Ordnung der Dinge theilhaft, auf die Ordre des Herzog-Regenten Staatsgefangene sei, nahm der Polizeimeister die auf ihrem kleinen Nähtische liegenden Schlüssel und begann eine Durchsuchung sämmtlicher Gegenstände im Zimmer.

Die Genauigkeit, womit diese Untersuchung vollführt wurde, deutete auf die strengen Befehle hin, die man ausgefertigt hatte; aber obgleich man nichts ununtersucht ließ, sondern jeden Winkel und jeden Verschluß durchspähte, entdeckte man doch keine anderen Papiere als Liebesbillets ... vom Herzog selbst geschrieben ... deren man sich be-

mächtigte, natürlicher Weise in der Absicht, jeden schriftlichen Beweis des Verhältnisses zu vernichten, in welches der Herzog zu ihr treten zu wollen gewünscht hatte.

Die Untersuchung dauerte bis drei Uhr Morgens, und Fräulein Rudensköld hatte noch nie fürchterlichere Stunden verlebt. Aber es ahnte ihr nicht, daß ein bitterer Kelch geleert werden müsse.

Während der Untersuchung erinnerte sie sich des Schlüssels der Chifferschrift, und daß derselbe bei ihr im Bette sein müsse. Unbemerkt tastete sie mit der Hand darnach und dankte im Stillen Gott für die Eingebung ihres Traumes, ohne welche sie ihn nicht aus dem Bureau würde geholt haben, machte sich aber Vorwürfe, daß sie nicht das Papier vernichtet hatte. Wo sollte sie es jetzt verbergen?

Unbemerkt glückte es ihr jedoch ein kleines Loch in die Matratze des Bettes zu machen und das Papier dort zu verbergen.

Um drei Uhr entfernten sich Alle mit Ausnahme des Majors Bratt, des Offiziers der Wache und des Soldaten, die Befehl erhielten, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Der Soldat stand noch immer mit gezogenem Säbel am Kopfende des Lagers.

Die rohe Brutalität, womit man Fräulein Rudensköld schon behandelt hatte, schmerzte sie sehr, aber der Haß hatte ihr noch größere Leiden aufgespart.

Der Major insultirte sie in der rohesten Weise und

behauptete zugegen sein zu wollen, wenn sie aus dem Bette steigen würde, um sich anzukleiden.

Und gegen sein brutales Wesen blieb ihr zuletzt kein anderer Ausweg als den Lieutenant zu bitten, über dasselbe dem Herzog zu rapportiren. Der Lieutenant, ein junger Mann, den die Brutalität des Majors anwiderte, versprach ihre Bitte zu erfüllen und wenn Fräulein Rudensköld auch nicht wußte, in wiefern sie den Herzog richtig beurtheilte, wenn sie glaubte, er könne ihr dergleichen Beschimpfungen nicht zugedacht haben, so riefen ihre Worte doch den Major zur Besinnung und er beschloß einen Mittelweg zu gehen und er und der Lieutenant traten in das anstoßende Zimmer, aber dem Soldaten wurde befohlen zu bleiben und an der Thür ihr gegenüber sich aufzustellen.

Der Gardist hatte Takt und Ehrgefühl genug, auf ihre Aufforderung, daß auch er das Zimmer verlassen sollte, was er nicht wagte, ihr das Versprechen zu geben, daß er, während sie sich ankleide, die Augen zumachen würde. Er that es und im Vertrauen auf sein Versprechen kleidete sie sich eiligst an.

Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige Auseinandersetzung der gemeinen elenden Versuche zu wagen, die entweder der Haß der Machthaber oder ein diensteifriger Verfolgungsgeist machte, um ihr das Leben zu verbittern.

Wir entnehmen nur ihren eigenen Memoiren folgende kurze Schlußbemerkung:

Sobald sie angekleidet war, traten Major Bratt und der wachthabende Offizier wieder ein.

Um sechs Uhr des Morgens wurde diese erste Wache durch zwei Offiziere der Garnison und einen andern Soldaten abgelös't. Auch diese behandelten sie mit der größten Strenge, aber es glückte ihr am Nachmittage, den Schlüssel zu der Chifferschrift zu verbrennen.

Als sie denselben zu Asche verwandelt sah, welche Freude empfand sie nicht!

Ohne ihr eignes Geständniß vermochte jetzt nichts den geheimsten und also den wichtigsten Theil des Briefwechsels zu entziffern.

Dieser Stubenarrest dauerte bis zum vierten Januar. An diesem Tage trat der Adjutant des Herzog-Regenten bei ihr ein, um sie im Namen des Herzogs aufzufordern, den Schlüssel der Chifferschrift zu offenbaren und die sämmtlichen Personen namhaft zu machen, an welche die unter ihrer Adresse angekommenen Briefe von Armfelt eigentlich bestimmt waren. Der Herzog verspreche ihr dagegen die Freiheit, von der Erklärung begleitet, daß man sie irrthümlicher Weise verhaftet habe. Im entgegengesetzten Falle würde er sie der ganzen Strenge des Gesetzes anheim geben, und es würde ihr das Leben kosten.

Ihre Antwort lautete dahin, daß sie keine gesetzliche Untersuchung fürchte, daß sie bereit sei, ihr Leben zu lassen, wenn der Herzog sich berechtigt glaube, sie zum Tode zu verurtheilen, daß sie aber unmöglich das Vertrauen verrathen könne, welches ihre Freunde in sie gesetzt hätten.

Eine Stunde später wurde sie aus ihrer Wohnung in ein öffentliches Gefängniß geführt, und zwar in dieselbe Zelle, in welcher Ankarström nach dem Königsmorde gesessen hatte. Sie wurde von Militair bewacht und die Offiziere machten sich mit einzelnen Ausnahmen ein Vergnügen daraus, zugleich Spione zu sein, und selbst die Worte, die ihr im Traume entschlüpften, wurden Reuterholm hinterbracht. Als später Briefe aus Neapel in Chiffern unter ihrer Adresse ankamen, versuchte man wiederholt, sie zur Enthüllung des Schlüssels zu veranlassen und drohte ihr sogar mit der Anwendung der Daumschrauben. Aber sie imponirte durch ihre Seelenstärke selbst ihren Feinden und indem sie versprach, ohne alle Zwangsmittel aufrichtig Alles zu bekennen, was sie selbst persönlich beträfe, beharrte sie bei dem Ausspruche, das Vertrauen Anderer nie verrathen zu wollen.

Am folgenden Tage begann bereits die Untersuchung durch das Hofgericht.

Man entzog ihre alle Beschäftigung, jede weibliche Arbeit, alle ihre Bücher. Die Zelle des Gefängnisses war nur vier Quadratfuß groß, und in den ersten Tagen sogar ohne Lager. Sie litt entsetzlich durch die Kälte des Winters.

Kein Haß trägt so bittere Früchte, als der, welcher aus dem wilden Boden einer verschmähten Liebe emporgeschossen ist.

Der Haß des Herzogs trug solche Früchte.

Ehrenström und Aminoff, so wie mehrere der Verschwörung verdächtige Personen wurden gleichzeitig mit Fräulein Rudensköld verhaftet.

Sechstes Kapitel.

Armfelt.

Wir sind wieder in Neapel.

Es ist der neunte Februar 1794; der Carneval begann an diesem Tage.

Italien ist nie glücklicher als in der Carnevalszeit. Der Italiener liebt die Freiheit und spielt wie ein Kind mit ihr, aber er kennt keine andere Freiheit, als die der Carnevalstage. Nur unter der Maske wagt er diese Göttin anzubeten.

Der Carneval in Neapel ist ein einziges großes Liebesabenteuer, reich an Scherz und Schwänken, voll Verführungen und Saturnalien. Frauen und Männer denken und reden während dieser Zeit nur vom Tode Bertolds und der Geburt des kleinen Bertolds *) und handeln darnach.

*) Ein italienisches Sprichwort, welches die Italiener so zu accentuiren wissen, daß sie jedweden Gedanken und Wunsch durch dasselbe ausdrücken können.

Aber während man auf der Straße scherzt und lacht, führen wir den Leser nach der Villa reale. Wichtige Ereignisse haben sich dort zugetragen, seitdem wir diese Säle das erste Mal betraten.

Doch diese wichtigen Ereignisse verbieten nicht, daß man nicht auch seine Gedanken dem Carneval zuwendete. In Neapel vergißt man die Maske um der Toga willen. Die Politik versteckt sich oft hinter die Liebe und die Liebe hinter die Politik, und man weiß nicht immer, welcher von ihnen das Gesicht gehört, das zur Schau getragen wird.

Wir befinden uns also wieder in dem prachtvollen Saale, wo wir einmal früher mit der Prinzessin Sophie Albertine Guido's meisterhafte Allegorie, „der Aufgang der Morgenröthe" bewunderten.

Diesmal erblicken wir jedoch keine größere Versammlung des Hofes, es herrscht eine tiefe Stille im Saale; nur eine einzige Person befindet sich in demselben ... und diese beugt eben ein Knie und streckt ihre Hände flehend aus. An der schlanken hohen Gestalt, der edeln Haltung, der offenen Stirn und dem feurigen Blicke erkennen wir Armfelt.

Doch vor wem beugt er sein Knie? Er ist allein im Zimmer ... aber die Thür gegenüber ist halb offen; sie verbirgt uns die Person, der seine Huldigung gilt.

„Mich zu verlassen!" sprach er; „ohne mir die Hoffnung zu schenken, daß wir einander wiedersehen werden...."

Diese wenigen Worte enthielten so viel Leidenschaft, daß sie eine ganze vollständige Liebeserklärung waren.

„Keine Vorwürfe, Armfelt! ich bin nicht mein eigner Herr ... verlassen Sie mich, Sie vergessen sich...."

Die Stimme war klar und mild.

Armfelts Blicke flammten und er hob seinen Kopf noch stolzer als zuvor.

„Wohlan denn!" fiel Armfelt ein, „ich kenne die Vorwürfe, die mir mit Recht gemacht werden können, ich weiß, daß ich wahnsinnig bin, daß meine Liebe eine Thorheit ist, daß sie die freie wilde Phantasie eines Herzens ist, über welches die Vernunft keine Gewalt mehr hat. Möge der Himmel mir verzeihen, aber ich bin ein armer Sterblicher und habe nicht die Kraft zu widerstehen."

„Beruhigen Sie sich, Armfelt. Sie kennen die Gefahren, die Sie von Schweden aus bedrohen."

„Ich kenne sie."

„Und Sie wollen meinem Wunsche nicht gehorchen? Sie wollen diesen Gefahren nicht aus dem Wege gehen?"

„Ich kenne den tiefen Haß, dem die Verfolgungen gegen mich entspringen, aber ich fühle mich rein und bin überzeugt, meine Unschuld beweisen zu können. Mich zurückziehen wäre eine Feigheit."

„Sie sind blind ... Sie stürzen sich!"

„Das mag sein, aber ich vermag nicht zu fürchten ... ah!..."

Armfelt schwieg und blickte auf. Es war, als schaute er die Redende an.

„Leben Sie wohl!“ flüsterte diese.

„Keine Gnade also? Sie verlassen mich....“

Und Armfelt sprang empor.

„Welcher Thor ich bin!“ fuhr er darauf fort, „ich habe um eine einzige Zusammenkunft auf Morgen gebeten. Der Carneval hat begonnen ... wohlan denn, ich verspreche, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, die mich bedroht ... ich verspreche zu fliehen ... wann und wohin Sie wünschen ... wenn nur diese Zusammenkunft bewilligt wird.“

„Es kommt Jemand!... Horch!...“

„Versprechen Sie mir eine Zusammenkunft ... Ein Wort nur ... ein Zeichen ... werfen Sie die Blume, die dort in Ihrem Gürtel ruht, zu meinen Füßen ... und ich werde sie als ein Zeichen Ihrer Einwilligung betrachten.“

„Still!...“

„Ein Zeichen ... die Blume.“

„Fort!...“

Die Redende war noch immer hinter der Thür verborgen.

„Sie entfernen sich.“

Man hörte wirklich in diesem Augenblicke leichte schwebende Tritte.

„Die Blume!“ rief Armfelt noch einmal und streckte seine Arme nach der Fliehenden aus.

In diesem Augenblicke erschien eine schöne schneeweiße Hand durch die halb geöffnete Thür, sie ergriff Armfelts Hand und die fröhliche scherzhafte Oberhofmeisterin trat hervor.

„Herr Baron!“ sprach sie; „vergessen Sie nicht, wo Sie sind; beruhigen Sie sich! Hören Sie nicht, daß man kommt? Es ist Acton. Beherrschen Sie sich.“

Armfelt that sich Gewalt an.

„Mag Acton kommen,“ antwortete er; „ich bin unzufrieden mit der Welt, mit dem Leben. Was habe ich mehr zu gewinnen? Verrath und Anklage treten mir entgegen ... ich bin bereit zu kämpfen ... falle ich, wird Mancher mit mir fallen müssen.“

„Sie sind verzweifelt.“

„Ich bin wahnsinnig, wenn Sie wollen.“

„Sie fordern eine Zusammenkunft.“

„Ja, ja.“

„Acton kommt. Die Thür geht auf. Wie war das noch ... Sie wollten ein Zeichen ... eine Blume....“

„Werfen Sie mir die Blume zu Füßen und Sie werden mich lenken können, wie Sie wollen.“

„Still!... blicken Sie um sich.“

Als Armfelt um sich schaute, trat nicht Acton, sondern Willjams mit der Aufforderung, der Baron möchte den General besuchen, ein.

Kaum hatten Armfelt und Willjams sich entfernt,

kaum war die Oberhofmeisterin allein, als ein Kammerdiener die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk anmeldete.

Erfreut eilte die Oberhofmeisterin auf sie zu.

„Willkommen! willkommen!“ rief sie und streckte die Arme gegen sie aus.

„Sie kommen ganz mit dem Schlage, meine Damen. Hören Sie! die Uhr schlägt.“

„Ihr Billet jagte uns einen Schrecken ein ... ist irgend ein Unglück geschehen?... Sie sehen, wie entsetzt wir sind ... reden Sie doch.“

„Erzählen Sie!“

Die Oberhofmeisterin betrachtete sie mit einem kurzen, aber zweideutigen Blicke. Wenn die Damen nicht so neugierig gewesen wären, sie würden gewiß das schelmische Lächeln bemerkt haben, welches um die Lippen der Oberhofmeisterin spielte.

„Wie beklage ich Baron Armfelt ...“ begann sie.

Aber sie mußte inne halten, weil die beiden andern Damen jetzt plötzlich mit dem größten Erstaunen Armfelts Namen wiederholten und ein außerordentliches Interesse darüber zeigten, daß die Frage Armfelt beträfe.

„Aber lassen Sie mich ausreden,“ bat die Oberhofmeisterin; „ich kenne die warme Theilnahme, die Sie für den Baron hegen, meine Damen, und weil ich wußte, daß er jetzt Freunde, aufrichtige Freunde bedarf, sandte ich zu Ihnen. Wenn irgend Jemand ihn dahin zu bringen vermag, daß er klug und vernünftig handelt, so sind Sie es,

meine Damen, und Vernunft ist wirklich erforderlich, wenn er sich aus allen Verdrießlichkeiten herausziehen soll."

Die Fürstin und die Lady waren die Aufmerksamkeit selbst. Die Theilnahme, die sie für Armfelt hegten, drückte sich deutlich in ihren Mienen aus.

„Sie kennen," fuhr die Oberhofmeisterin fort, „alle die Verfolgungen, die man von Schweden aus gegen Armfelt gerichtet hat, seitdem er Gesandter der italienischen Staaten geworden ist."

„Die schwedische Regierung muß sehr boshaft sein, um nicht gemein zu sagen. Einen Mann wie Armfelt in solcher Art und Weise zu verfolgen, ist unverzeihlich. Wenn ich zurück nach Petersburg komme, werde ich es dem Hofe berichten."

„Und ich werde auch nicht unterlassen darüber zu berichten, wenn ich nach London komme," fiel Mylady ein.

„Sie thun recht, meine Damen, ganz recht. Ich habe gerade dieselbe Ansicht. Man ist in Schweden im höchsten Grade ungerecht gegen ihn. Er müßte...."

„Russischer Unterthan werden, nicht wahr?"

„Oder englischer...."

„Ich wollte sagen, daß er Italiener. — Neapolitaner sein müßte. Aber unterbrechen Sie mich nicht so oft. Ich habe ganz fürchterliche Dinge Ihnen anzuvertrauen, und nur Sie, ich wiederhole es, nur Sie vermögen ... wenn es überhaupt Jemand vermag ... seinen starren Sinn zu

beugen. Denken Sie sich, man hat jetzt die abscheulichsten Absichten, die entsetzlichsten Pläne gegen ihn ersonnen."

„Mein Gott, was muß ich hören!"

„Entsetzliche Pläne! sprechen Sie!"

„Man will ihn gefangen nehmen."

„Gefangen!"

„Oder richtiger, ... man will ihn ermorden!"

„Ist es möglich?"

„Es ist die reine Wahrheit."

„Wir glauben Ihnen ... aber in welcher Weise sollen wir ihm zur Hilfe eilen?"

„Rechnen Sie auf uns. In Rußland würde man ihn mit offenen Armen empfangen. Der Kaiser schätzt ihn besonders. Ich weiß es."

„Auch in England würde er Schutz finden. Schweden würde ihn nicht erreichen, wenn er sich der englischen Gastfreundschaft übergäbe."

Die Oberhofmeisterin ließ die beiden Damen reden, ohne sie zu unterbrechen. Diese wähnten auch keine besonderen Absichten und ließen ihren Gedanken freien Lauf.

„Sagen Sie nur, was wir thun sollen?"

„Wir sind zu Allem bereit."

„Hören Sie mich," sprach die Oberhofmeisterin; „ich habe so gut wie möglich über die Sache nachgedacht und ich weiß nur ein Mittel, um ihn abzuhalten...."

„Davon abzuhalten, daß er sich verhaften läßt."

„Oder sich ermorden läßt."

„Ganz richtig; nur ein Mittel … daß nämlich Eine von Ihnen, meine Damen, ihm ein Rendezvous bewilligt.“

„Jemand von uns … aber wer? Mir ist es unmöglich … o mein Gott! … eine Zusammenkunft … unter vier Augen.“

„Wie ich sage, eine Zusammenkunft.“

„Wann, wo? in welcher Weise?“

„Der Carneval hat ja bereits angefangen….“

„Ah, ein Carnevalsscherz?“

„Eine Zusammenkunft, maskirt! Sie scherzen wohl!“

„Eine solche würde ihn davon abhalten, sich in die Hände seiner Feinde zu übergeben und er würde gerettet sein.“

„Wirklich?“

„Sie glauben es?“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Und man will ihn ermorden?“

„Oder verhaften?“

„Sie haben kein Vertrauen zu mir … ah, es fällt mir etwas ein … Sie werden es selbst hören. Folgen Sie mir; aber leise, leise! damit Niemand uns entdeckt. Was ich jetzt thue, geschieht aus Freundschaft für Sie, meine Damen, kommen Sie!“

Und sie öffnete dieselbe Thür, durch welche sich Armfelt und Willjams soeben entfernt hatten, und verschwand durch sie mit ihren beiden Freundinnen.

Mit hastigen Schritten gingen Armfelt und Willjams durch die Corridore des Palastes und traten endlich bei General Acton ein.

Der General stützte sich an einen Tisch, auf welchem, neben einer ausgebreiteten Karte, ein Packet Briefe lagen. Er schien die Karte sinnend zu betrachten.

„Ich vermag nie den Blick auf Europa zu werfen," redete er Armfelt an, „ohne von einem melancholischen Gefühle ergriffen zu werden. Welch fürchterlicher Vesuv ist nicht die alte Welt. Mit Feuer in ihrem Innern und Rauch und Dampf auf ihrer Oberfläche; mit einem Feuer, das die Brust der Völker aushöhlt, und mit unklaren Begriffen von der Bedeutung der Macht, ... mit dunkeln unklaren Ansichten der Regierung. Wann wird dieses vulkanische Feuer wohl eine ruhige klare Flamme werden, die zu gleicher Zeit die Völker zu erwärmen und zu erleuchten vermag, und wann wird wohl dieser Rauch und Dampf sich in Wolken verwandeln, aus welchen die Macht ihre Gebote mit Donnerstimme verkündigt, und die Welt mit dem Scepter des Blitzes regiert. Wann werden nämlich die Völker klug genug werden, um den Gesetzen zu gehorchen, welche die Bedingungen ihres Friedens und ihres Fortschrittes sind, und wann werden die Regierungen klug genug werden, weise zu regieren und in ihrer Weisheit eine unwiderstehliche Macht zu werden. Was sagen Sie, Herr Baron, fühlen Sie sich nicht auch verstimmt, wenn Sie die Völker Europa's betrachten? Welche Leidenschaf-

ten, welche Kämpfe, welch ewiges Kriegsspiel ... und zu welchem Zwecke? Man könnte glauben, die Vorsehung habe Alles dem Zufall überlassen."

Armfelt hatte sich noch nicht von den leidenschaftlichen Regungen erholt, die wenige Augenblicke vorher in seinem Innern ras'ten. Die Liebe, dieser mächtige Mittelpunkt, welcher Alles um sich herum in seinen Kreis bannt, glühte noch in seinen Adern. Das Herz war noch von diesem magnetischen Feuer erfüllt, das Alles an sich zieht, um Alles zu verzehren. Er war in diesem Augenblicke kein richtiger Weltbetrachter. Sich seiner Neigung überlassend, hatte er gehofft, aber seine Hoffnungen hatten ihn betrogen und dieser Selbstbetrug kränkte ihn und machte ihn unzufrieden mit sich selbst und der Welt.

Actons Worte riefen ihn zu sich selbst zurück.

„Alles dem Zufall überlassen?" wiederholte er. „Nein, General. Wo ein Naturgesetz wirkt, da wirkt auch ein Gott, und wo ein Mensch thätig ist, da giebt es gleichfalls einen Gott, einen Miniatur-Gott, ein Fragment eines Gottes. Ich glaube an keinen Zufall, sondern an die Wirksamkeit einer ewigen Gottheit in Allem. Die Welt ist Ihnen ein Kampfplatz wilder Leidenschaften, mir ist sie ein Schlachtfeld der Ideen ... der Liebe. Alles lieben, heißt Gott anbeten, Alles ehren, heißt sich selbst ehren. Der Kampf des Zufalls gehört dem Egoismus an; der Kampf der Ueberzeugung ist aber der der Liebe um das Rechte. Eben so gut wie das Individuum für

sein Ich arbeitet, so strebt das Geschlecht, die Menschheit, für sein Ich. Das Allgemeine ist eben so sehr ein Resultat des Besondern, wie das Besondere ein Resultat des Allgemeinen ist. Alle sind wir geboren, um zu kämpfen, aber wir kämpfen nicht um unsertwillen, obgleich wir es selbst glauben. Durch unsern Kampf genügen wir nur einem allgemeinen Bedürfniß. Die Weltgeschichte zeigt uns, wie die eine Generation mit der andern kämpft, wie die eine Kaste mit der andern um die Herrschaft wetteifert. Wer hat recht? — Sie werden antworten, Diejenigen, die siegen. Ich antworte dagegen: Es giebt keinen Sieger, weil beide Parteien untergehen und aus beider Untergang eine neue Generation hervorgeht ... und diese ist es, die da siegt. Es ist die Gottheit der immer wieder geborenen Menschheit, welche den Sieg erringt. Sie erinnert sich zwar unserer Kämpfe, aber in Liebe genießt sie deren Früchte. Alles lebt und wechselt, Alles schwindet und schwankt, nur eines bleibt immer, die Liebe. Dieselbe ist unendlich und ewig bei dem Geschlechte, sie ist partiell bei dem Individuum, aber unveränderlich; wie die Sonne immer leuchtet und immer geleuchtet hat, belebte sie unsere Väter in demselben Grade wie uns. Wir leben in einer blutigen Zeit; aber was heißt das? — Heute braus't ein mächtiger Sturm durch die Welt, morgen weht ein milder Westwind heran. Das Eine muß sein, um die Existenz des Andern zu garantiren. Recht hat Niemand. Der Kampf selbst ist das einzige Naturgesetz, aus welchem das

Rechte hervorgeht. Die Kämpfenden erhalten also unablässig nur Anweisungen auf das Rechte; und wenn diese Rolle durch die Augen des Egoismus betrachtet, eine unbedeutende ist, ist es in der Wirklichkeit doch nicht so unbedeutend, ein Wegweiser der ewigen Vorsehung zu sein. Glauben Sie mir, General, nur in demselben Grade, in welchem wir lieben, ... haben wir Recht."

Acton betrachtete Armfelt mit ruhigem festem Blicke, während dieser sprach. Williams, der sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen hatte, hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu; er wußte nicht recht, ob er Armfelt verstand, oder ob er auf seine Ansichten eingehen sollte, indessen sprachen sie ihn mehr als den General an.

„Sie glauben demnach an keine Zufälligkeit, Herr Baron," eiferte Acton, „Sie betrachten Alles, was geschieht, als gerecht?"

„Allerdings, Herr General. Alles hat das Recht, so lange zu gelten wie es eben gelten kann."

Acton warf noch einmal einen aufmerksamen Blick auf ihn.

„Dann sind Sie vermuthlich auch mit der Handlungsweise der schwedischen Regierung gegen Sie selbst einverstanden, Herr Baron?"

Armfelt strich mit der Hand über die Stirn, als wisse er augenblicklich nicht, wie er diese Frage beantworten sollte.

„Warum nicht!" erwiderte er jedoch bald. „Die

schwedische Regierung will mich stürzen; ich habe auch sie stürzen wollen ... und wir haben beide Recht. Aus diesem Kampfe wird bald ein besserer entstehen."

„Sie nehmen die Sache sehr kalt, Herr Baron."

„Sagen Sie lieber gefaßt, Herr General."

„Nun, Herr Baron, ich habe den Auftrag erhalten, mit Ihnen über Ihre Stellung zu Ihrem eigenen Hofe zu reden. Sie sind ein ungewöhnlicher Mann, Herr Baron. Sie haben nicht allein tiefe Einblicke in die politischen Verhältnisse unserer Zeit gethan, sondern auch in das menschliche Herz, die innerste Triebfeder aller äußeren Bewegungen. An Ihrem Genie besitzen Sie eine nie zu erschöpfende Kraft, an Ihrem Charakter eine sichere Stütze, an Ihrem Muth und Ihrer Bescheidenheit nie versiegende Hilfsquellen. Sie sind ein Mann, wie die Zeit ihrer bedarf. Und so wie Sie sind, — überall und immer nur nach Ihrer eigenen Ueberzeugung handelnd, mußten Sie viele Feinde, aber auch viele Freunde erhalten. Hier in Neapel besitzen Sie Mehrere, die Sie hochschätzen. Mein König und meine Königin, es freut mich, es Ihnen sagen zu können, sind Ihre aufrichtigen Freunde, und ich, Herr Baron, ich bitte Sie, auch mich zu Ihren Freunden zu zählen."

Armfelt hörte Acton aufmerksam an, ohne ihn zu unterbrechen.

„Ich habe, wie Sie vielleicht schon wissen, die Nachricht erhalten, daß ein schwedisches Kriegsschiff, von einem

gewissen Baron Palmquist geführt, morgen in unsern Hafen einlaufen wird, und obgleich es ein Geheimniß bleiben sollte, wissen wir doch, daß der Chef Befehl hat, sich Ihrer Person zu versichern und Sie nach Schweden zurückzuführen."

„Dieselbe Nachricht ist auch mir geworden."

„Man klagt Sie an, an der Spitze einer Verschwörung gegen den Herzog-Regenten und die jetzige Regierung zu stehen. In allen öffentlichen Journalen wiederholt man diese Anklage. Mehrere Ihrer sogenannten Mitverschwornen sind bereits in Stockholm verhaftet. Eine junge Dame, ein Fräulein Rudensköld, soll im höchsten Grade compromittirt sein. Piranesi hat außerdem bereits sein Creditiv als Gesandter erhalten, und in der Wirklichkeit ..."

„Gelte ich," fiel Armfelt ein, „gar nichts."

„Sie haben Recht, Herr Baron. Man hat Ihnen Ihren öffentlichen Charakter genommen."

Armfelts Brust hob sich, seine Stirn legte sich in finstere Falten, sein Auge sprühte Feuer. Die Anschuldigungen schmerzten ihn und er besaß nicht die Kraft, seinen Schmerz völlig zu bewältigen. Acton gewahrte seine innere Aufregung und schwieg.

„Ich ein Verbrecher!" fuhr Armfelt nach einer Weile fort. „Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so besteht dasselbe nur darin, daß ich immer einen geliebten, unglücklichen König beweint habe, daß ich sein Andenken

geehrt, daß ich den Regierungsprinzipien treu geblieben, auf welche er seine Institutionen gründete, daß ich mit Schmerz gesehen habe, wie Unkenntniß und Treulosigkeit die Werke niederrissen, welche Genie und Geist aufgeführt, daß ich endlich seinem Sohne, dessen Kindheit ich überwacht, einen unbefleckten Thron und ein Volk habe bewahren wollen, in welchem noch der hohe Geist des Vaters lebte."

Armfelt hielt einen Augenblick inne und blickte stolz um sich.

„Man klagt mich der Landesverrätherei an," fuhr er fort, „aber wenn ich selbst nach Gustavs des Dritten Tode seine Ansichten von Thron und Staat verfochten habe, wenn ich mich treu der Partei angeschlossen habe, welche ungeachtet seines Unglücks die gesetzliche Gewalt vertheidigt, die vielleicht gar zu sehr sich selbst vergißt, wenn ich die blutigen Lehren der Königsmörder verabscheue, weil sie eine falsche, dem Staate gefährliche Freiheit predigen, und wenn meine Erziehung, meine Gewohnheiten und mein eigenes Interesse mit diesem Abscheu übereinstimmen und es demnach eine offenbare Thorheit sein würde, zu conspiriren, wer wird dann glauben, daß ich mich der Landesverrätherei schuldig gemacht habe? Und ferner, wenn meine Verfolger, meine Feinde, die jetzt den Thron umgeben und im Besitz der unumschränkten Gewalt sind, wenn diese gerade die entschiedenen Feinde des Thrones sind, wenn sie den Lehren huldigen, die den

Königsmord predigten, denen Gustav der Dritte zum Opfer fiel, und wenn es offenkundig ist, daß sie insgeheim diese Lehren beschützen, ja, wenn endlich alle Leidenschaften, welche die Menschen verderben, der Haß, der Ehrgeiz, der Eigennutz der jetzigen schwedischen Regierung ihren Charakter aufdrücken: wer, frage ich, wird dann nicht die rechten Motive dieser Regierung zu der Anklage gegen mich einsehen.

„Einige wenige Worte aus meinem Leben werden hinreichen, meinen Charakter als politische Person in's rechte Licht zu setzen. Als junger Offizier machte ich eine Reise in's Ausland und wurde bei meiner Rückkehr Cavalier am Hofe der Kronprinzessin. Kurz darauf ernannte mich der König zu seinem ersten Kammerherrn und gab mir die Aufsicht über die Erziehung seines Sohnes. Aber der Krieg zwischen Rußland und Schweden erlaubte mir nicht, unthätig zu sein und ich marschirte mit meinem Regimente auf die finnische Grenze zu. Die Ereignisse während dieses mörderischen Krieges zwischen zwei tapfern Nationen waren mir oft günstig. Ich hatte das Glück, mir die Achtung der Feinde, so wie das Vertrauen meiner Soldaten zu erwerben, und ich erhielt den Oberbefehl über eine Abtheilung der Armee. In dieser Stellung wurde ich schwer verwundet und die Folgen dieser Wunde werden mich bis zum Grabe begleiten. Sie nöthigten mich, meine Charge als Befehlshaber aufzugeben und der König vertraute mir die Unterhandlungen

über den Frieden an, die damals eben eröffnet wurden. Es glückte mir, Friedensbedingungen zu Wege zu bringen, die unsere Hoffnungen weit überstiegen. Mein König hatte bereits eingesehen, daß eine dauernde Allianz mit dem, sowohl durch seine Macht, wie sein Genie, größten Souverain Europa's, seinem Lande einen Frieden bereiten würde, der alle in Parteien zersplitterte Interessen seines Landes wieder vereinigen dürfte, und ich war wiederum einer der Commissarien, die um diese Allianz unterhandeln sollten. Die Allianz wurde abgeschlossen. Der König, der jetzt sein Land gegen alle äußern Gefahren geschützt sah, wandte von diesem Augenblicke an alle seine Gedanken und all' sein Streben dem Wohle und Glücke seiner Unterthanen zu. Die Stände, damals in Gefle versammelt, unterstützten seine Absichten und man beschäftigte sich damit, die Finanzen und die Administration zu reformiren. Der Vorschlag, welchen der König dort mit Bezug auf die Verheirathung seines Sohnes darlegte, wurde allgemein beifällig aufgenommen und die Priesterschaft zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch einen Geist der Toleranz und Liebe für das allgemeine Wohl aus, welcher nicht genug belobt werden kann.

„Gerade um diese Zeit, wo das Land aufzublühen schien, und der König von den schönsten Hoffnungen auf die Zukunft erfüllt war, traf ihn bei seiner Wiederkehr in die Hauptstadt jener Ankarströmsche Schuß und beraubte Schweden des besten Königs und Europa eines

seiner größten Genies. Ich stand an seinem Lager, als er seinen letzten Seufzer aushauchte; er war im Tode wie im Leben groß und edelmüthig, und wenn es möglich gewesen wäre, mein Schmerz würde sich vergrößert haben durch die letzten Beweise seines Wohlwollens, indem er mir seinen Sohn anvertraute und mir den Eid abnahm, ihn nie zu verlassen. Um mir die nöthige Macht zum Schutze des unmündigen Sohnes zu verleihen, ernannte er mich zum Oberstatthalter in Stockholm. Der König starb und mein Glück ging mit ihm zu Grabe."

Armfelt hielt wieder inne und eine Thräne glänzte in seinem Auge. Aber die Thräne verdüsterte seinen Blick nicht. Mit prismatischem Glanze brach das Gefühl durch und sein Auge strahlte nur klarer als vorher.

„Ihnen gegenüber, Herr General," fuhr Armfelt fort, „will ich versuchen, einige kurze Züge aus meinem Leben zu zeichnen, damit Sie in den Stand gesetzt werden, mich zu beurtheilen. Ich thue es, weil das Urtheil eines jeden rechtschaffenen Mannes mir lieb ist und weil ich Ihnen und Ihrem Hofe für die Freundschaft, die mir hier erwiesen worden ist, verbunden bin.

„Der König," sprach Armfelt weiter, „hatte kaum seine Augen geschlossen, als lautes Mißvergnügen von allen Seiten des Volkes ertönte. Der Hof fürchtete, daß die Raserei des Volkes gegen Diejenigen, welche den König ermordet, oder auf welchen der Verdacht der Theilnahme der Ermordung ruhte, eine allgemeine Revolution

verursachen sollte. Bei wem suchte man in diesem gefährlichen Augenblicke Hilfe? Bei mir, in meiner Treue. Ich erfüllte auch meine Pflicht und die Ruhe wurde wiederhergestellt.

„Ein Codicill zum Testament des Königs, noch in seinen letzten Lebenstagen unterschrieben, verordnete, daß ein mitregierender Rath dem Herzog-Regenten zur Seite stehen sollte und ich war zum Mitgliede des Rathes ernannt. Der Argwohn gegen den Herzog, der in dieser Handlung lag, schmerzte denselben und weil ich seinen rechtscha,,enen Absichten vertraute und auch die Nothwendigkeit der Einheit der Regierung einsah, entschloß ich mich, im Verein mit meinen Collegen, dem Herzoge die Regierungsgewalt ungetheilt zu übergeben.

„Derselbe, hierüber gerührt, fertigte selbst eine Akte aus, laut welcher er die fünf Männer als Staatsräthe behielt, welche der König dazu ernannt hatte. Die Dinge gingen jetzt ihren gewöhnlichen Gang, aber der junge König, der, schon während sein Vater lebte, Zutritt zum Staatsrath hatte, wurde bald von demselben ausgeschlossen. Ich beklagte mich hierüber beim Herzoge, aber vergebens. Kurze Zeit hierauf trat ein Mann bei Hofe auf, welcher früher ein Günstling des Regenten gewesen, aber aus politischen und moralischen Gründen von Gustav dem Dritten aus Schweden verwiesen worden war.“

Armfelts ganzes Aeußere erhielt allmählig das Gepräge eines feindlichen Charakters und seine Augen blitz-

ten, indem er von Reuterholm sprach, dessen Verfolgungen von einem so tiefen Einflusse auf sein Leben gewesen waren. —

„Dieser Mann," fuhr er nach einem augenblicklichen Schweigen fort, „glühte in Haß und Rache gegen Alle, die als Anhänger des verstorbenen Gustav bekannt waren, und er vereinte mit einem unersättlichen Ehrgeize ein ganz außerordentliches Vertrauen zu seinen eigenen Talenten, und ist Visionair, Heuchler und Taschenspieler; diesen Mann, so eben von einer Reise zurückgekehrt, während welcher er sich hauptsächlich in Paris aufgehalten hatte, stellte die blinde Freundschaft des Herzogs an die Spitze der Regierung. Die Folge wurde auch der Umsturz des ganzen frühern Regierungssystems. Hauptsächlich wurde ich eine Zielscheibe seines Hasses, und hier fängt auch mein Mißgeschick an. Die Zeit verstrich. Ich will jetzt nicht diese kurze Stunde dazu benutzen, Ihnen Beweise seines kleinlichen Hasses gegen mich vorzuführen. Genug, ich entschloß mich, auch auf den Rath meiner Freunde, mein Vaterland zeitweilig zu verlassen, was auch zum Theil meine Gesundheit erforderte. Ich hoffte durch diese Reise mehreren politischen Unannehmlichkeiten zuvorzukommen, um so mehr, weil ich unmöglich ein stummer Zuschauer auf dem Schauplatze der Intriguen hätte verbleiben können. Ich erhielt Urlaub und reis'te; aber kaum war ich über die Grenze des Reiches, als das Signal zu meiner Verfolgung gegeben und alle Ränke

und Intriguen der Welt gegen mich in Bewegung gesetzt wurden.

„Einen Monat später forderte man, ich sollte ein Gesuch um Enthebung von meinem Amte als Oberstatthalter einreichen. Ich verweigerte und antwortete, daß ich nie so leichtsinnig das Amt aufgeben könne, welches der letzte und unzweideutige Beweis der Gunst meines verstorbenen Königs sei, aber mit Hintansetzung jeder Form erklärte man dessenungeachtet das Amt vacant und trieb ohne Schonung meine Frau und Kinder sofort aus dem Palais des Oberstatthalters. Mich schickte man als Gesandten nach Italien, und so ehrenvoll auch dieser Posten ist, so kann ich ihn doch nur als eine Verbannung betrachten. Ich finde keine Worte, um die Beleidigungen zu charakterisiren, die man mir zugefügt hat. Meine Depeschen, Alles, Alles, was von mir ausging, wurde zu Verleumdungen gegen mich benutzt; man verfolgte meine Freunde und Alle, die in irgend einer Beziehung zu mir standen. Der Haß warf sich von allen Seiten her über mich, er schien nicht aufhören zu wollen, bis ich gestürzt war, und in diesem Augenblicke hat man seinem Werke die Krone aufgesetzt, indem man mich als Chef einer verbrecherischen Verschwörung hinstellt."

Das Gefühl des erlittenen Unrechts drückte sich in Armfelts ganzem Wesen aus. Seine Stimme war bald mild und rührend, bald stark und gereizt. Alles, was

er sprach, zeigte von der unverkennbarsten Aufrichtigkeit und von tiefem Schmerz.

„Es bleibt doch immer eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Anklage gegen mich sich nur auf Voraussetzungen und nicht auf wirkliche Beweise gründet. Ich werde offen und kurz sowohl das Eine, wie das Andere darlegen.“

Er schwieg einen Augenblick, indem er die vielen Gegenstände überschaute, die er zu einem einzigen klaren Bilde gestalten wollte.

„Um mich in den Augen Europa's als einen Verbrecher hinzustellen, war es nothwendig, mich erst durch jesuitische Redensarten, später durch offene Anschuldigungen anzuschwärz n. Man hat nichts unterlassen und mit jesuitischer Meisterschaft ist man zu Werke gegangen. Die hamburgische Zeitungspresse gab sich auch bereitwillig als einen Vehikel der schändlichen Kabale hin. Von dort insinuirte man auch zuerst, daß ich zu den Jakobinern übergegangen sei, deren off nkundiger Feind ich indeß von Geburt bin. Man verbreitete das Gerücht, daß in Stockholm zwei Clubbs bestanden, der eine ein Jakobiner- und der andere ein Royalisten-Clubb, welche, ihrer Verschiedenartigkeit ungeachtet, doch einen gemeinschaftlichen Plan entworfen hatten, nach welchem sie die Stadt mit Feuer überziehen wollten, sich die dadurch entstehende Unordnung zu nutze zu machen, den Regenten und seinen Liebling zu stürzen, den jungen König majorenn zu erklären und

darauf — den jungen König wiederum zu stürzen beabsichtigten, um sich in den Besitz der ganzen Gewalt zu setzen und eine Volksregierung zu bilden.

„Herr Lagerswärd, Chargé d'Affaires und mein Legationssekretair, erhielt um dieselbe Zeit den Befehl, bei den verschiedenen Höfen, bei welchen ich accreditirt war, meine Theilnahme an dieser Verschwörung zu insinuiren. Aber es blieb nicht dabei. Man erzählte ferner, daß ich in Beziehung zu einem gewissen Signeul, Agent in Paris und Sekretair des Baron Staël, schwedischen Gesandter bei den französischen Revolutionairen, stand; und durch diese Andeutungen erreichte man den doppelten Zweck, mich von meinen Todfeinden abhängig zu machen und einen Schatten auf meine Ehre zu werfen. Aber in der That, ich weiß nicht, worüber ich mich am meisten wundern soll, ob über die Schändlichkeit dieser niedrigen Verleumdungen, oder über die Ungeschicklichkeit, womit sie in's Werk gesetzt wurden."

Armfelt mußte Athem schöpfen. Er ging einige Male im Zimmer auf und ab. Acton bemerkte den Schmerz, der ihn ergriffen hatte und Willjams fühlte eine herzliche Theilnahme für ihn.

Während Armfelt sprach, trat all' das Ritterliche und Chevalereske seines Charakters hervor. Seine Gedanken entsprangen nicht einer diplomatischen, berechnenden Sophisterei, sie kamen direkt von seinem Herzen und

man hätte sagen können, daß sie noch das schöne Gepräge des natürlichen Gefühls trugen.

O„en und unerſchrocken ging er auf die Anklagen seiner Feinde ein. Es war, als fühlte er ein inneres Bedürfniß, ihnen unter die Augen zu treten und wenn er sprach, glaubte man einen Krieger an der Spitze seiner Colonnen zu sehen, der sein Banner entfaltete und sich auf einen muthigen Angriff vorbereitete.

„Man verbreitete, daß mein Briefwechsel mit Fräulein Rudensköld," fuhr er nach einer Weile fort, „meine verbrecherischen Absichten beweise. Ich berufe mich auf diesen Briefwechsel, sofern er keine unterschobenen Briefe enthält. Man wird in demselben allerdings viele Ausdrücke meines Mißvergnügens finden; aber man wird zugleich sich überzeugen, daß ich einen tiefen Abscheu gegen alle Revolutionen hege. Wenn die Briefe nicht verfälscht sind, werden sie am besten meinen Eifer für meinen König und mein Vaterland an den Tag legen. Habe ich wohl nöthig, die bestehende Ordnung der Dinge umzustürzen, um das Unnationale, um nicht zu sagen, das Schändliche der Reuterholmschen Regierungsmaximen zu beweisen? Und mag man mich auch des Ehrgeizes anklagen, es wäre einfältig, meine theuersten Interessen, meine Ehre, meine Sicherheit und meine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft auf die Karte eines unsichern politischen Hazardspieles zu setzen. Der Kampf zwischen mir und Reuterholm ist ein Kampf ... neben oder außerhalb der bestehenden

gesellschaftlichen Ordnung. Wenn Jemand von uns dieselbe stürzen will, so bin ich es nicht, sondern er! Ich habe eine Zukunft, wenn die Vormundschafts-Regierung zu Ende gegangen ist, und sie ist in wenigen Jahren zu Ende. Ich kann warten. Er aber besitzt keine Zukunft, weil er seine Gewalt in einer Weise angewendet hat, daß er fallen muß, sobald Gustav der Vierte in seine königlichen Gerechtsame eingesetzt wird. Also hat er weit mehr Grund, den ruhigen Gang der Verhältnisse zu hemmen, als ich. Mit Kummer sieht er auf das Herannahen der Zeit, wo seine Macht aufhören wird, und um jedweden Preis hat er einen Mann und eine Partei stürzen wollen, die, wie er weiß, ihn durchschaut haben. Gegen mich und meine Freunde hat man alle möglichen Mittel angewendet, um uns zu entwaffnen und zum Schweigen zu bringen.

„Nachdem man mich eines Majestätsverbrechens angeklagt, hat man mich mit Verrath aller Art umgeben. Die Kabalen und Intriguen schleichen sich in meinen Fußstapfen einher; überall finde ich mich von Gefahren bedroht und ich wage kaum, mich meiner nächsten Umgebung anzuvertrauen. Man sagt, daß ich mich eines Staatsverbrechens schuldig gemacht habe; wie darf man eine solche Aussage wagen? Schon in der Anschuldigung verurtheilt man mich, ehe irgend eine Untersuchung stattgefunden hat. Man greift dem Gesetze zuvor, als fürchte man, mir mit dem Gesetze nicht beizukommen. In all' seiner Machtvollkommenheit ist man nicht allein grausam, sondern auch

feige in seiner Grausamkeit. Verzeihe man mir, wenn ich in Zorn erglühe! Ich kann nicht vergessen, daß man um dieselbe Zeit, wo man die Mehrzahl Derjenigen begnadigt, die in Beziehung zu der Ermordung Gustavs des Dritten stehen, eine fürchterliche, aber lügenhafte Anklage gegen einen seiner treuesten Diener erhebt.

„Ich will noch einige wenige Worte hinzufügen. Ich bin überzeugt, daß man mich angeklagt hat, nicht weil ich ein Verbrecher bin, sondern weil es Personen giebt, deren Vortheil es sein würde, wenn ich es wäre. Dies geht aus der Thatsache hervor, daß man die Gewalt gegen mich angerufen hat, ehe man Kenntniß von meinen sogenannten verbrecherischen Absichten hatte. Ich habe bereits von Verfolgungen gesprochen. Aber nicht damit genug; sämmtliche Nachrichten in den öffentlichen Zeitungen, und alle Schreiben, die bis jetzt hier eingegangen sind, geben die Entdeckung der Verschwörung auf den 17. December oder auf denselben Tag an, an welchem, wie wir jetzt wissen, meine Freunde in Stockholm verhaftet wurden; aber nichts desto weniger ist die Forderung des Herzog-Regenten an den neapolitanischen Hof, die meine Verhaftung betrifft, wie wir jetzt wissen, vom 5. December datirt. Dieser ganz merkwürdige Schreibfehler beweis't nicht allein die Ungeschicktheit, sondern auch die eigentliche Absicht der Intrigue. Aber man hat mir den Untergang geschworen und man fügt die eine Ungereimtheit zur andern, um seinen Zweck zu erreichen, ja man geht endlich so weit, mich

der Leitung einer Verschwörung in Stockholm anzuklagen, während ich mich sechs- bis siebenhundert Meilen entfernt, hier in Italien befinde. Wie ich auch die Sache sehe, sie hält nicht Stand vor einer ruhigen Prüfung. Es ist deutlich, daß sie so angelegt ist, daß ich kein Verbrecher zu sein brauche, um des Verbrechens angeklagt zu werden. Was ist am Wahrscheinlichsten? Entweder, daß ich in Folge meines begründeten Mißvergnügens mich zu aufrührerischen Handlungen hinreißen lassen sollte, oder daß man dieses Mißvergnügen hervorgerufen hat, gerade um Veranlassung zu erhalten, eine solche Anklage gegen mich zu richten. Mein Gott, welche beleidigende Ungereimtheiten! Es ist wahr, daß ich Prinzipien sich in meinem Vaterlande geltend machen gesehen, welche die Ruhe des bürgerlichen Lebens gefährden. Es ist wahr, daß Die, welche von dergleichen Prinzipien geleitet werden, sich der Zügel der Regierung bemächtigt, Gustavs letzten Willen mit Füßen getreten, seinen Sohn von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, die tiefeingreifendsten Veränderungen unternommen, Beamtete eingesetzt, kostspielige, unnöthige Aemter wieder in's Leben gerufen, neue Gesetze nach allen Richtungen hin eingeführt, gefährliche und für die Landeshaushaltung unkluge Maßregeln ergriffen und beunruhigende Bewegungen hervorgerufen haben, ja, daß sie Diejenigen mit Wohlthaten und Ehrenbezeugungen überhäuft haben, die Verräther gegen die frühere Regierung waren

und daß sie dagegen Jeden und Alle verfolgten, die derselben treu blieben.

„Noch mehr. Ich habe gesehen, daß Gustavs Mörder Verzeihung und fast Belohnung erhielten, ohne daß man sich im Geringsten die Mühe gegeben hat, bei einer so erstaunlichen Milde den Skandal zu bemänteln, ohne daß man sich gescheut hat, die Ehre und Rechtschaffenheit des Regenten dadurch auf's Spiel zu setzen, daß man ihn andeuten ließ, wie Gustav seinen Mördern verziehen habe, obgleich Diejenigen, die Gustav bis zu seinem letzten Augenblicke umgaben, beweisen können, daß er sich hartnäckig weigerte, sogar von seinem Mordanfall zu reden. Ohne daß man, wenn man Blut schonen wollte, diese falsche Nachgiebigkeit selbst mit den gewöhnlichen Phrasen bemäntelte, in welchen die Neuigkeitskrämer sonst ihre Verbrechen zu verhüllen wissen. Wie konnte ich wohl ohne Schmerz und schweigend ein Zeuge sein, daß die Grundpfeiler des Thrones von zu gleicher Zeit so ungeschickten und so verbrecherischen Händen erschüttert wurden, daß die Regierungsmaximen, die angenommen worden waren, und als die heiligste Erbschaft auf den Sohn übergehen sollten, verworfen und Gustavs Name gebrandmarkt wurde, da doch diese Maximen zuerst Europa's Aufmerksamkeit auf die gefährlichen Lehren hinlenkten, welche die Welt umzustürzen drohen und sich jetzt mehr und mehr in meinem Vaterlande festsetzen; wie konnte ich Zeuge sein, daß diese Neuigkeitskrämer die Herren über das Geschick

des Staates spielten, das Leben des jungen Königs in ihren Händen hatten und ausschließlich das Vertrauen des Regenten besaßen.

„Ich würde ein Verbrecher gewesen sein, wenn ich mit dem Auftrage, den mir der sterbende Monarch ertheilte, ein stummer Zuschauer allem Diesem gegenüber die Arme gekreuzt hätte. Ich habe es auch nicht gethan, sondern ich habe in Uebereinstimmung mit jenem Auftrage und meinen Absichten gehandelt, aber bin ich deshalb ein Landesverräther, bin ich deshalb ein Majestätsverbrecher oder habe ich die gesetzliche Ordnung der Dinge umstürzen wollen? Im Gegentheil, ich habe diese Ordnung eben schützen wollen."

Armfelt sprach mit einem solchen Ausdrucke und einer solchen Wärme, daß er seine beiden Zuhörer mit sich fortriß.

„Aber ich habe noch nicht das Empörendste berührt," sprach er, nachdem er wieder eine Weile inne gehalten hatte. „Alle Nachrichten aus Schweden erzählen mir, daß auch feindliche Anschläge persönlich gegen meinen jungen König gerichtet worden sind, und zwar in der Absicht, um jeden Preis seine Regierung unmöglich zm machen. Aber nicht allein ich bin davon benachrichtigt worden, sondern auch Depeschen desselben Inhalts gingen von mehreren Gesandten in Stockholm an die europäischen Höfe ab. Aufgeschreckt hierdurch sprach ich bereits in Trier mit dem Könige von Preußen an demselben Morgen darüber, als

seine Armee nach Longwy marschirte und er antwortete mir: — J'espère qu'il n'y a à craindre pour sa vie, mais pour sa puissance et son état comme Roi, je ne voudrais pas parier.

„Beurtheilen Sie nun meinen Schrecken ... von jenem Augenblicke an erlaubte mir mein Gewissen nicht, unthätig und gleichgiltig zu bleiben. Fügen Sie hierzu noch Folgendes: Ich war in Dresden; es war am 1. Januar vorigen Jahres. Bei der Cour fragte mich der Churfürst, ob ich die neuesten Nachrichten aus Schweden kennte. Ich antwortete, daß ich meine Briefe noch nicht erhalten hätte. Eh bien, je vous dirai donc, fuhr der Churfürst fort, qu'il y a eu une consultation des Médecins sur les facultés morales et physiques de notre jeune Roi, pour voir si un jour il sera en état de regner.

„Jetzt konnte ich nicht länger schwanken, ich mußte handeln, aber mit Verstand und mit Bedachtsamkeit. Meine Pflicht, meine Ehre, mein Gewissen geboten es mir. Es schien mir, als wenn die Stimme meines verstorbenen Freundes und Königs aus der Gruft zu mir spräche."

Armfelt schwieg hier plötzlich und eine düstere, drohende Wolke überzog seine Stirn. Eine traurige, schmerzliche Erinnerung schien sich gewaltsam seiner Gedanken zu bemächtigen ... und während er noch immer schwieg, versank er in Betrachtungen.

Acton begriff die Veranlassung dieser so unvermuthe-

ten Veränderung nicht, aber er schwieg, um Armfelt nicht in seinem Gedankengange zu stören.

Wenn ein Mann, der tief in den Gang der Weltereignisse eingegriffen hat, einen Blick zurück auf sein Leben wirft, wird er immer irgend ein ungelös'tes Räthsel entdecken, in welches der Gedanke sich leicht vertieft, und bei dessen Betrachtung er unwillkürlich den gegenwärtigen Augenblick vergißt.

„Sonderbar," begann endlich Armfelt auf's Neue, eigentlich mehr vor sich hin, als zu Acton redend; „ein sonderbarer Gedanke fällt mir ein. Jetzt, wo ich mein Leben überschaue, sehe ich eine gewisse Person mit einem ganz anderen Blicke als bisher. Bis jetzt habe ich sie nur in ihren einzelnen Handlungen gesehen, aber nun schmilzt sie in eine ganze Gestalt, in eine einzige große consequent durchgeführte Handlung zusammen. Der finstere, unerklärliche Mann gehört eigentlich nicht in das Thema hin, das uns für den Augenblick beschäftigt, aber ich kann meine Gedanken nicht von ihm trennen; er drängt sich mir auf als ein schwarzer Schlagschatten. Kurz vorher, wenn irgend ein großes Unglück mich heimsuchte, zeigte er sich stets. Er trat zuerst am schwedischen Hofe auf, kurz vor der Ermordung Gustavs. Mit mir kam er in nähere Berührung ... kurz bevor ich das Vaterland verließ. Unser erstes Zusammentreffen war eine fürchterliche Anklage gegen mich ... unser zweites war ein Duell. Ueberall, wo meine Bahn mich hingeführt, habe ich ihn

thätig und unerklärlich gesehen. Mehr denn ein Mal glaubte ich ihn durchschaut zu haben und eben so oft hatte ich mich getäuscht. Nichts destoweniger habe ich von ihm viele wichtige Nachrichten erhalten, nicht allein über den schwedischen, sondern auch über andere Höfe, und doch habe ich ihn nicht enträthseln können. Immer trat er mit Hiobsposten, immer mit entsetzlichen Nachrichten auf. Ich kenne viel über ihn und doch wenig, gar zu wenig. Auch dieser Mann erzählte mir von mehr als einem Attentat, das gegen meinen jungen König gerichtet sei, was soll ich denken? ... Sein Einfluß auf die letzten Jahre meines Lebens ist groß gewesen und jetzt, wo ich die Ereignisse zusammenstelle, sehe ich es ... und doch ..."

Während Armfelt so sprach, ging er immer mehr und mehr zum Monolog über, bis er endlich schwieg und seinen Kopf in die Hände stützte, als wollte er sich seinen eigenen Betrachtungen überlassen.

„In Stockholm — in Wien — in Dresden — in Aachen — in Hamburg — dem Haag — in Venedig — Livorno — Rom — Florenz — überall habe ich ihn getroffen. Und endlich jetzt wieder in Neapel. Sollte irgend ein großes Unglück wirklich meiner harren? — Er prophezeite mir einst ... ah! ..."

Acton begriff Armfelt nicht, aber Williams glaubte um so besser zu wissen, von wem die Rede war.

„In Neapel?" faßte General Acton die Aeußerung

auf. „Von wem reden Sie, Baron, ich verstehe Sie nicht.“ —

„Ich rede von einem Manne, der sich gewöhnlich Vincent Pauletti nennt, obgleich ...“

„Obgleich!“

Williams hatte geahnt, daß Armfelt auf Vincent hinzielte; als er aber den Namen hörte, fuhr er unwillkürlich zusammen, als hätte ihn eine giftige Schlange gestochen.

„Dieser Name ist mir unbekannt,“ sagte Acton. „Und er hält sich doch hier in Neapel auf?“

Armfelt antwortete nicht und Williams glaubte nicht, ihm zuvorkommen zu dürfen. Es schien, als wollte Armfelt sich ermannen und wo möglich das dunkle Schattenbild aus seinen Gedanken verjagen.

„Gleichviel, Herr General,“ nahm er deshalb das Wort. „Vincent wohnt jetzt in demselben Hotel wie ich, und wenn er auch Grund hat, mir zu zürnen, so hoffe ich doch, daß wir Freunde werden. Gehen wir zu unserem ersten Thema zurück. In Folge dessen, was ich bereits geäußert habe, schienen mir die Umstände im höchsten Grade eine Veränderung der Maximen der jetzigen schwedischen Regierung, und was damit gleichbedeutend ist, eine Veränderung des Regierungspersonals zu erheischen. Der Zeitpunkt für eine solche Veränderung beruhte auf der folgerechten Entwicklung des jetzigen Regierungssystems. Wenn ein Volk mißvergnügt ist, dann ist die Regierung

immer schwach. Diese Schwäche mußte ich abwarten, und wandte mich während dessen an Rußland, um dort die Stütze zu suchen, welche die Umstände erforderten.

„Mein Plan war ganz einfach und gründete sich auf Kenntniß des Charakters der machthabenden Personen. Schweden ... das schöne, herrliche Schweden ... ist arm, obgleich reicher, als man erkennen will. Der Glaube an seine Armuth hat nichtsdestoweniger in Manchem die falsche Vorstellung erweckt, daß es durch eigene Kräfte seine Einwohner nicht zu ernähren vermag. Diese eben so unrichtige wie verworrene Vorstellung hat Schweden dem fürchterlichen Einflusse der Corruption anheimgegeben. Mit Schmerz muß ich diese, die Nationalehre so erniedrigende Thatsache eingestehen. Aber noch mehr ... der Herzog-Regent selbst ist nicht von der Einwirkung derselben auf seine Handlungen frei zu sprechen.

„In dem Augenblicke im Jahre 1789, als Gustav mit dem Adel um die Herrschaft kämpfte, und dieser mit Vertrauen auf den Herzog blickte, eine große That von ihm erwartend — eine That, die für ewig die Macht des Thrones zu Grabe getragen haben würde, in diesem Augenblicke kaufte Gustav ihn für vierzigtausend Thaler. Der Herzog verstummte auch am 19. Februar, und — gibt es auch nur Wenige, welche die Triebfeder kennen — das Resultat war das, welches Gustav sich gewünscht. Es ist auch meine Absicht gewesen, mit dem Golde der Kaiserin Katharine den Herzog zu kaufen. Konnte er im

Jahre 1789 Tausende von Freunden verkaufen, er könnte es auch jetzt mit einem Einzigen thun. Hören Sie weiter und urtheilen Sie dann. Die Kaiserin ist geneigt gewesen, für Schweden und seinen jungen König Alles zu thun, und sie hat nie die Absicht gehabt, durch Kriege eine Macht zu schwächen, die sie aufrecht erhalten wissen wollte ... und eben so wenig einen König, den sie durch Heirathspläne als einen Anverwandten ihrer Familie betrachtete. Sie forderle noch nie etwas, was das schwedische Nationalgefühl hätte beleidigen können. In dieser Richtung war sie edel und groß, aber sie betrachtete es als eine Unmöglichkeit, in vierundzwanzig Stunden durch Geld das zu bewirken, was die Unterhandlung zweier Jahre nicht hatte ausrichten können. Sie kannte weder die schwedischen Verhältnisse noch die schwedischen Männer.

„Aber Graf Stackelberg, der meine Ansichten hätte bestätigen können, und welcher fühlte, daß meine Pläne nicht ausführbar waren, wollte aus altem persönlichen Hasse gegen den Herzog-Regenten sich feindlicher Mittel und insolenter Schritte von Seiten Rußlands bedienen, unter welchen ich nur eine russische Flotte an unsern Küsten nenne. Ich suchte ihn zu widerlegen, und es glückte mir. Die Kaiserin überhörte nicht allein alle Insinuationen Stackelbergs, sondern auch Sprengtportens erneuerte Vorschläge zur Selbstständigkeit Finnlands. Aber die Minister der Kaiserin schlugen einen andern Weg ein. Sie wollten die Regierungsform des Jahres 1720 ein-

führen, hofften dies durch Geld bewerkstelligen zu können, und später Rußlands Suprematie dadurch zu bewahren, daß sie dem Parteigeiste Vorschub leisteten. Mit diesem Vorschlage habe ich mich aber nie aussöhnen können. Meiner Ansicht nach ist die Regierungsform des Jahres 1720 Schweden weit gefährlicher, als seine jetzige Regierung. Schweden verträgt die Herrschaft Vieler nicht. Es bedarf einer Einheit, und zwar einer starken Einheit. Ich habe auch die Ansicht des russischen Ministeriums bestritten, und dies ist mir so weit gelungen, daß vorläufig alle Unterhandlungen abgebrochen sind. Sie wissen selbst, Herr General, daß ich Abbé d'Herald und de Vignes nach Petersburg nur in der Absicht sandte, um die wirklichen Interessen der nordischen Reiche in ihr rechtes Licht zu setzen, und zu beweisen, daß diese Reiche im Verein den politischen Verirrungen des Zeitalters entgegen treten müßten. Meine Sendboten wurden verhaftet und verriethen mich ... gleichviel, ich wundere mich nicht darüber ... vielleicht wird es die Katastrophe beschleunigen ... meinen Untergang oder den meiner Feinde ... wer weiß es. ... Auf diesem Punkte stehen indessen die Sachen jetzt. ..."

Armfelt ließ den Kopf sinken, als wollte er überlegen.

„Herr General. Wie ich sage," fuhr er darauf fort und erhob seinen Kopf. „Ich habe nichts mehr hinzuzufügen; ich habe Alles gesagt und weiß nichts, was eine Anklage gegen mich begründen könnte. Kann man mir

vorwerfen, daß ich gewagt habe, über die Angelegenheiten meines Landes nachzusinnen? — das ist mein Recht ... auch ich bin schwedischer Bürger. Kann man mir vorwerfen, daß ich versucht habe, eine Partei für meine Ansichten zu sammeln; das ist meine Pflicht ... ich erfülle dadurch nur den letzten Wunsch meines verstorbenen Königs, erfülle nur ein Versprechen, das ich dem Throne gegeben habe.

„Kann man mir zur Last legen, daß ich dabei revolutionair gegen irgend ein Grundgesetz des schwedischen Reichs aufgetreten bin? Unmöglich! Ich habe gerade auf die Vertheidigung derselben hinwirken wollen. Wessen kann man mich also beschuldigen? Daß ich in einer wichtigen inländischen Angelegenheit die russische Regierung zu Rathe gezogen habe? Ehe man urtheilt und ehe man hierin einen Landesverrath erblickt, muß man jedoch die Beschaffenheit der Frage genau untersuchen, und man wird finden, daß ich in jeder Beziehung, in welcher ich zu Rußland getreten bin, auf's Gewissenhafteste die Interessen des Vaterlandes wahrgenommen und kein einziges derselben geopfert habe. Hätte ich ein Verräther sein wollen ... die Sache wäre bereits längst entschieden; aber diese Anklage erhebt man nicht, weil man sich im Rechte zu befinden glaubt, sondern nur, um den russischen Nationalhaß des schwedischen Volkes gegen mich zu richten, und später hinter den gährenden Antipathieen durch Hilfe der ungesetzlichen Gewalt gegen mich operiren zu können."

Armfelt endigte hier.

Das Blut war aus seinen Wangen gewichen, während er sprach. Blaß, aber nichtsdestoweniger kräftig stand er da, und noch glänzte sein Auge, durch den Gegenstand des Gesprächs belebt.

Es trat eine Pause ein.

Acton war Staatsmann. Er ließ sich nicht so leicht hinreißen, fühlte sich aber gleichwohl von der Aufrichtigkeit und der überzeugenden Gewalt, mit welcher Armfelt sprach, tief ergriffen. Willjams jedoch war jung und warm und fühlte sich durch das, was er gehört hatte, enthusiastisch bewegt.

„Ich finde Ihre Auseinandersetzung ausführlich und werde sie meinem Könige treu darlegen; ich kann Ihnen die Versicherung geben, Herr Baron, daß Sie von unserem Hofe auf jeden nöthigen Schutz rechnen können.“

„Schutz!“ wiederholte Armfelt und erhob sich in seiner ganzen Höhe. „Herr General, ich habe noch nicht den Schutz Ihres Hofes beansprucht.“

Acton vermochte seine Verwunderung nicht zu unterdrücken.

„Herr General, wenn es mir geglückt ist, mich deutlich auszudrücken, so muß auch meine Unschuld klar zu Tage liegen, und wenn ich auch vollkommen einsehe, wie weit der unverschämte Haß seine Verfolgung gegen mich treiben möchte, ich glaube doch zur Ehre meines Landes

sagen zu können, daß ich mich ruhig dem Schutze seiner Gesetze überlassen darf."

„Und glauben auch, durch dieselben genügend geschützt zu sein?"

„Ich wage es zu hoffen, Herr General. Die Moralität des schwedischen Volks ist nicht geringer als die irgend eines anderen, und die öffentliche Meinung wird mir ein unsichtbarer, aber deshalb nicht weniger kräftiger Schild sein."

„Sie irren sich, Herr Baron, nicht in der Moralität des Volkes, sondern in der Achtung, welche Sie Ihren Feinden vor der öffentlichen Meinung beilegen. Sie machen sich Illusionen. Stoßen Sie nicht die Hand zurück, die wir Ihnen reichen wollen. Um vollkommen aufrichtig zu sein, ich habe den Befehl meines Souverains, sie Ihnen anzubieten."

„General," begann Armfelt auf's Neue. „Wenn Sie eine Schlacht lieferten und Sie der Schwächere wären, würden Sie wohl, wenn der Kampf sich im entscheidenden Moment befände, entfliehen?"

„Ueberspannte Ideen! Ich würde nicht fliehen, nein! aber ich würde mich zurückziehen, nicht allein meinetwegen, sondern auch um meiner Mitkämpfer willen. Befolgen auch Sie, Herr Baron, die Gebote der Klugheit. Sie wissen, daß man schon seit mehreren Monaten Gewaltthätigkeiten gegen Sie im Schilde führt, und wenn es uns noch nicht geglückt ist, die erkauften

Handlanger zu entdecken und zu ergreifen, wir kommen ihnen doch täglich immer mehr und mehr auf die Spur, und so Gott will, werden Sie bald erfahren, daß auch Neapel eine Polizei besitzt. Heute habe ich Rapport über drei in Rom gedungene Meuchelmörder erhalten ... von welchen zweie bereits auf dem Wege hierher sich befinden und ungefähr um diese Zeit durch unsere Thore passiren werden. Man wird sie nicht aus den Augen lassen. Auf der Post hat man mehrere Briefe aufgefangen, die hier auf dem Tische liegen. Wollen Sie sie lesen, Herr Baron, sie sind theils von Piranesi, theils auch von einem gewissen Zamparelli ..."

Armfelt schien bei dem Namen Zamparelli überrascht zu sein und wiederholte ihn unwillkürlich.

Auch in Willjams Gesicht malte sich ein lebhaftes Interesse.

„Weshalb diese Verwunderung?" frug Acton, dessen Blicke die plötzliche innere Regung Armfelts nicht entging.

„Fahren Sie fort, General, fahren Sie fort, was schreibt Zamparelli?"

„Seine Briefe sind Rapporte an Piranesi. Er schreibt, daß Sie jetzt endlich in Ihren eigenen Netzen gefangen seien, daß Sie durchaus fallen müssen, entweder als Gefangener in ihre Hände, oder als Leiche durch ihre Dolche; er berichtet, daß Ihre Bedienung erkauft ist, daß er, Zamparelli, in demselben Hause, wo Sie wohnen, Ihre Zimmer besucht, und selbst Abschriften von Ihren Briefen

und Papieren verfertigt, wenn Sie abwesend sind; er sagt, daß er mit dem Plane der schwedischen Regierung, während der Carnevaltage ein Kriegsschiff in Neapel einlaufen zu lassen, einverstanden ist, weil man in diesen Tagen, durch die Maske gedeckt, am leichtesten über Sie würde verfügen können. Er fügt hinzu, daß er Ihnen mit seiner Spionage durch ganz Europa ... von Land zu Land, von Hof zu Hof gefolgt sei, daß Sie in Neapel keinen einzigen Schritt thun können, ohne daß ein Spion an Ihrer Seite stehe; er erzählt selbst, daß er alle Absichten unserer Regierung kennt, daß ihm über jeden meiner Schritte sofort rapportirt werde. Mit Einem Worte, Baron, dieser Zamparelli rühmt sich, allwissend zu sein ... und in der That, er erzählt Sachen und Ereignisse der geheimsten Art, die ich längst innerhalb der Wände meines Cabinets vergraben glaubte. Sie erstaunen! ich wundere mich nicht darüber. Was sagen Sie, kennen Sie diesen Zamparelli?"

„Sie sagten," bemerkte Armfelt, „daß er mit mir in demselben Hause wohne."

„So schreibt er selbst."

Armfelt erzählte jetzt das Ereigniß am Grabe Virgils, wo er Louise Posse aus Zamparelli's Gewalt rettete.

„Das kann nicht dieselbe Person sein," bemerkte Acton. „Der Briefschreiber zeichnet sich als ein alter,

kränklicher Mann, und der, von welchem Sie reden, ist jung und frisch."

Williams hatte zwar mehr denn einmal Vincent in Verdacht gehabt. Dessen Handlungsweise war ihm in der letzten Zeit im höchsten Grade unerklärlich gewesen, und er hatte nichts unterlassen, um seinen wirklichen Absichten auf die Spur zu kommen, ohne daß es ihm geglückt war. Seit der Nacht, in welcher Louise während des Fischerfestes entführt wurde, standen Armfelt und Williams einander kalt gegenüber. Armfelt hatte ihn, als bei der Entführung betheiligt, angeklagt, und obgleich Williams seine Unschuld bewies, näherte Armfelt sich ihm doch nicht. Williams hörte jedoch keinen Augenblick auf, mit demselben Eifer wie vorher seinen Dienst bei Acton, wie er vermuthete in Armfelts Interesse, zu erfüllen. Williams war einer von den ehrlichen Charakteren, die nicht allein ihren Pflichten, sondern auch ihren Gefühlen treu bleiben. Mit wahrer Aufrichtigkeit nahm er auch Theil an Armfelts jetzt so verdrießlicher Lage, aber seinen Verdacht gegen andere Personen glaubte er ihm doch weder mittheilen zu können noch zu dürfen, um so mehr, weil er sich in seinen Ansichten sehr leicht irren konnte.

Er hatte also über seinen Verdacht gegen Vincent geschwiegen, dem er, wenn er auch länger keine Freundschaft für ihn hegte, doch von frühern Zeiten her verbunden war. Die Briefe, welche Acton jetzt vorlegte, ver-

änderten in Vielem seine Ansichten, und er zweifelte nun nicht länger, was er thun solle.

„Herr General," sagte er, „wünschen Sie zu wissen, wer dieser Zamparelli ist?"

„Allerdings ..."

Armfelt warf einen scharfen Blick auf Willjams.

„Zamparelli ist Niemand anders, als Vincent Pauletti."

„Derselbe, der Baron Armfelt in den letzten Jahren verfolgt hat?"

„Derselbe. Er hat sich in den Rapporten an Piranesi selbst beschrieben."

Armfelt staunte einen Augenblick über Willjams Erklärung, aber schon in dem nächsten spielte wieder ein Lächeln um seine Lippen.

„Wir müssen ihn verhaften!" sprach Acton. „Wenn Vincent derselbe ist wie Zamparelli, dann besitzen wir in ihm den Hauptrådelsführer aller Ränke, die hier in Neapel gegen Baron Armfelt geschmiedet worden sind."

Und General Acton faßte schon die Klingelschnur.

„Warten Sie noch ein wenig," bat Armfelt und legte seine Hand auf Actons Arm. „Vielleicht wäre es zweckmäßig, erst zu erfahren, welche Gründe Leutnant Willjams hat, den armen Vincent anzuklagen."

Armfelts Bemerkung war nicht beleidigend, aber kalt.

„Meine Gründe sind wenige, aber sie genügen. Am ersten Tage meines Hierseins erblickte ich Vincent verklei-

det in Moriconi's Hotel und hörte selbst, daß er sich Zamparelli nannte."

„Sie hörten es?"

„Bei meiner Ehre."

„Mit wem sprach er?"

Williams zögerte, weil der Mann sein Feind war.

„Sie schweigen ..."

Williams bemerkte einen Ausdruck des Zweifels in Armfelts Antlitz.

„Ich klage nicht gern meine offenbaren Feinde an, weil ich daran gewöhnt bin, allein mit denselben zu verkehren, aber ich fühle, daß es jetzt meine Pflicht ist, zu reden ..."

„Nun ... mit wem sprach Zamparelli?"

„Mit Graf Adlerstjerna."

Armfelt runzelte die Stirn. Adlerstjerna hatte Armfelt in der letzten Zeit so viele Aufmerksamkeit bezeigt, daß er wohlwollend und freundschaftlich gegen ihn gestimmt war, und es schien ihm, als ob Williams nur aus Feindseligkeit und um sich zu rächen Adlerstjerna nannte.

„Sie sagen Adlerstjerna, Herr Leutnant? — sahen Sie auch den Grafen?"

Williams fühlte sich durch diese Frage fast beleidigt. Es lag in derselben ein Mißtrauen gegen seine Worte.

„Ja, Herr Baron ich sah ihn an. Es war an

demselben Abend, an welchem ich das Thor am Arsenalsee bewachte."

Eine leichte Röthe färbte Armfelts Wange.

„An demselben Abend, an welchem eine mir noch unbekannte Dame sowohl Sie, Herr Baron, wie mich, von einem unangenehmen tête à tête mit den Sbirren rettete. Und später, wo ich jetzt die nähern persönlichen Verhältnisse hier kennen gelernt habe, jetzt glaube ich aus den Worten, die bei Moriconi zwischen Vincent und Adlerstjerna gewechselt wurden, den Schluß ziehen zu dürfen, erstens daß es Vincent war, der mich unter dem angenommenen Namen Zamparelli und in dem Wahne ergriff, daß er Sie, Herr Baron, vor sich habe, und zweitens, daß Adlerstjerna in die Ereignisse jenes Abends eingeweiht war, wenn ich auch überzeugt bin, daß er persönlich nicht an dem Ueberfalle Theil genommen hat."

Ungeachtet Willjams sich mit Wärme, ja mit Heftigkeit äußerte, lächelte doch Armfelt.

„Sie glauben mir nicht, Herr Baron," fuhr Willjams fort. „Ich kann mich darüber beklagen, aber meine Ansicht nicht ändern, und ich tröste mich damit, daß ich nur meine Pflicht im strengsten Sinne des Wortes thue."

„Herr Leutnant," unterbrach ihn Armfelt, „Sie werden heftig und ich muß mich erklären. Sie behaupten, daß Sie Vincent verkleidet und unter dem angenommenen Namen Zamparelli an demselben Abend sahen, an welchem Sie in Neapel ankamen."

„Ich behaupte es.“

„Sie irren sich jedoch. Auch ich habe Vincent wegen Mehreren in Verdacht gehabt, aber ich muß ihn dennoch von dieser Anschuldigung frei sprechen. Er zog nämlich am Tage nach jenem Ereigniß in dasselbe Hotel, in welchem ich wohne, ein, und zwar in die Zimmer mir gerade gegenüber ... und er war krank, fast sterbend, noch von der Wunde leidend, die er in Aachen durch meine Hand empfangen hat. Fühlen Sie nicht selbst, daß es unmöglich ist, unter solchen Umständen die Rolle zu spielen, die Sie ihm beilegen?“

„Aber seine Krankheit,“ fiel Acton ein, „könnte verstellt sein.“

„Ich habe selbst die offene Wunde gesehen, und sein Arzt ist auch der meine. Ein Betrug kann hier nicht stattfinden. Verstehen Sie jetzt, Herr Leutnant, weshalb ich mich des Lächelns nicht enthalten konnte?“

Willjams vermochte hierauf nichts zu erwiedern, und doch blieb er bei seiner Ansicht.

„Die Frage ist für Sie, Herr Baron, von großem Gewicht,“ bemerkte er nach einer Weile, „und was ich sage, geschieht weniger um meinet-, als um Ihretwillen, wenn ich auch weiß, daß Sie jetzt nicht dasselbe Vertrauen zu mir haben wie früher. Ich habe versucht, Sie davon zu überzeugen, daß ich keinen Antheil an der Entführung Fräulein Posse's habe, und ich glaube, daß jeder Verdacht schwinden muß. Aber ich habe noch etwas hinzuzufügen,

was ich, als die Frage nur mir allein galt, nicht nennen wollte, weil ich in Verbindlichkeiten zu Vincent stehe, oder richtiger, gestanden habe, und ihm Dankbarkeit schuldig war ... jetzt aber, wo Ihre Person in Gefahr ist, werde ich reden. Ihre Zweifel gegen mich, Herr Baron, sind hauptsächlich, wenn ich mich nicht irre, dadurch entstanden, daß Sie sich nicht haben erklären können, weshalb ich mich auf der See und in der Nähe befand, als Fräulein Posse entführt wurde."

„Nun, ich gestehe, daß es sich so verhält."

„So hören Sie mich, Herr Baron, und ziehen Sie später Ihre Schlüsse daraus. — Der Grund, weshalb ich mich auf der See befand, war, weil ich in der That wußte, daß Fräulein Posse entführt werden sollte."

„Sie gestehen also ...?"

„Ich gestehe es. Aber ich wurde so spät davon benachrichtigt, daß ich dem Gewaltstreiche nicht zuvorkommen konnte. Und von wem glauben Sie wohl, daß ich die Nachricht erhielt? ... von Vincent!"

„Von Vincent?"

„Als er mir dieselbe mittheilte, dachte ich nicht an das Sonderbare, daß er um die Sache wissen könne, aber ich habe später darüber nachgedacht und habe Verdacht geschöpft. Doch mein Argwohn gilt Ihnen nichts, Herr Baron, weil Sie nicht an ein näheres Verhältniß zwischen Vincent und Adlerstjerna glauben."

„Aber seine Brustwunde ... Sie vergessen ganz ...

die Wunde, die ihm, fast sterbend, das Bett zu hüten gebietet, stößt alle Ihre Aufklärungen um."

„Er ist ja jetzt wieder auf und frisch, wenigstens befindet er sich besser ..."

„Das ist allerdings wahr, aber um die Zeit, von welcher wir reden, war es nicht der Fall."

Williams Beweise waren wieder vernichtet.

„Ich wage jedoch eine Bemerkung gegen Sie, Baron," fiel Acton ein. „Sie haben uns erzählt, daß Vincent in den letzteren Jahren Ihnen wie ein feindlicher, finsterer Dämon durch Europa gefolgt, und daß Sie ein Duell mit ihm gehabt haben. In seinen Briefen sagt Zamparelli, daß er auch Ihnen in derselben Weise gefolgt ist. Finden Sie die Aehnlichkeit heraus?"

„Allerdings. — Aber sie dürfte doch nur scheinbar sein."

„Sie haben auch gesagt, daß Vincent Grund zu seiner Feindschaft gegen Sie hat."

„Allerdings."

„Wenn Sie uns nun die Veranlassung dieser Feindschaft mittheilen wollten, dann bin ich überzeugt, wir würden ihm am allerleichtesten auf die Spur kommen."

Armfelt senkte seinen Blick zu Boden. Die Frage berührte ein so geheimes, so privates Verhältniß seines Lebens, daß er sich unwillkürlich in sich selbst zurückzog.

Sowohl Acton wie Williams bemerkten, daß sie irgend ein zartes Geheimniß seines innersten Herzens be-

rührt haben müßten, und sein Schweigen weckte ihre Aufmerksamkeit noch mehr.

„Wäre es möglich," begann Armfelt endlich, „daß Vincent und Zamparelli eine und dieselbe Person sein könnten! ... alsdann ..."

Er schwieg wieder.

In seinem Innern gestand Armfelt sich wohl, daß er Vincent tief gekränkt, aber Andern gegenüber wollte er es nicht anerkennen. Sein Gefühl gebot ihm aber, Vincent mit Nachsicht, ja selbst mit Milde zu behandeln, weil er seine Leiden gesehen und dieselben begriff.

Armfelt sah indessen ein, daß er in eine falsche Stellung zu Acton und gleichfalls zu Willjams gekommen war, indem diese eine Antwort erwarteten, die er nicht geben mochte.

„Herr General," unterbrach er endlich sein Sinnen, „ich sehe nicht ein, wozu dies Gespräch führt. Ich beabsichtige nicht, vor meinen Feinden zu fliehen, ich will ihnen offen und unerschrocken entgegen treten. Wir erwarten jeden Augenblick das schwedische Kriegsschiff, und sobald es hier Anker geworfen haben wird, werde ich mich an Bord zum Capitain begeben und mich zu seiner Disposition stellen. Ich fürchte die Macht nicht, ich habe das Gesetz auf meiner Seite. Man soll mir nicht vorwerfen können, daß ich weniger offen gehandelt habe, als meine Ehre mir gebietet. Ich fürchte meine Feinde nicht

... ich fürchte mehr, daß das Wohlwollen meiner Freunde mich zu einer schwankenden und zweideutigen Handlungsweise verleiten könnte."

„Und das ist Ihr bestimmter Entschluß?"

„Ja, Herr General."

„Sie fürchten Ihre Feinde nicht?"

„Nein."

In diesem Augenblicke hörte man ein Lärmen und Toben von der Straße aus, und eine große Menschenmasse zog sich unter den Fenstern des Generals hin.

Dies war nichts Ungewöhnliches, und am allerwenigsten an den Carnevalstagen, aber nichtsdestoweniger blickte der General aus dem Fenster.

Die bunte, tobende Masse wogte hin und her, und beim ersten Blicke entdeckte man durchaus keine eigentliche Veranlassung des Tobens. Bald sah man jedoch, daß die Menschen sich um eine Bahre bewegten, auf welcher, wie es schien, ein halbtodter Mann ausgestreckt lag. Das Blut strömte über seine Kleider hin, und wahrscheinlich war hier ein Mord begangen.

General Acton hatte kaum die Scene betrachtet, als ein Diener eintrat und seine Vermuthungen bestätigte.

Ein Mord war wirklich begangen. Während der Carnevalsaufzüge hatte nämlich eine Maske in einer Nebenstraße eine sterbende Person gefunden, die sie um Hilfe angefleht.

Es hatten sich die Menschen um ihn versammelt;

der sterbende Mann hatte erklärt, daß er vor seinem Tode nur noch wünsche, mit General Acton zu reden, und man hatte ihn nun hierher geführt. An seiner Aussprache hörte man, daß er ein Ausländer war.

Ehe noch General Acton dem Kammerdiener antworten konnte, hatte die Volksmenge sich die Treppen hinangedrängt und erfüllte schon den Corridor vor dem Zimmer, in welchem sich der General befand.

Um keine neuen Unannehmlichkeiten hervorzurufen ließ er die Thür öffnen und den Verwundeten hereintragen. Aber wer beschreibt Armfelts, Actons und Willjams Ueberraschung, als sie Graf Adlerstjerna erkannten.

Todtenbläße bedeckte schon sein Antlitz, seine Augenlider waren geschlossen, seine Lippen blau. Seine Kleider waren zerrissen und in der größten Unordnung, das Blut bedeckte seine Brust und lag in schwarzen, geronnenen Flecken auf seinen Kleidern. Sein Anblick war entsetzlich, und er hatte augenscheinlich nur noch wenige Minuten zu leben.

Man setzte die Bahre nieder und wusch ihn mit frischem Wasser ab. Er versuchte die Augen aufzuschlagen. Der Tod schien bereits den klaren Krystall seiner Augen zerstört zu haben.

Alle nahmen warmen Antheil an seinem traurigen Geschicke, aber Niemand vermochte ihm zu helfen. Es war unzweifelhaft, daß seine letzte Stunde schon geschlagen hatte.

Im Zimmer herrschte tiefe Stille. Man hörte das Röcheln des Sterbenden.

Als Armfelt und Acton sich ihm näherten, bemühte er sich, zu reden, aber er vermochte nur eine Bewegung mit der Hand zu machen.

Man reichte ihm Eis, und es schien ihm eine augenblickliche Labung zu sein.

„Wer hat diese fürchterliche That begangen?“ frug Acton. „Reden Sie ... Sie vermögen es nicht! ... strengen Sie sich an.“

Adlerstjerna schlug wieder die Augen auf. Sein matter Blick schweifte wieder umher und blieb auf Willjams haften.

Eine Handbewegung deutete an, daß er mit ihm reden wollte, und Willjams eilte zu ihm.

„Verzeihung! ...“ flüsterte er schwach und drückte leise seine Hand. „Bitte auch ... sie ... mir zu verzeihen.“

„Wen? wen?“

„Louise ...“

Er vermochte kaum den Namen auszusprechen.

Als er Armfelt bemerkte, machte er gleichfalls eine Bewegung, als ob er mit ihm reden wollte. Armfelt beugte sich über ihn.

„Hüten Sie sich ...“

„Vor wem ...?“

„Vor ... Vincent.“

„Noch ein Wort,“ fiel Acton wieder ein. „Kennen Sie den Mörder? ... nennen Sie ihn! ... die Gerechtigkeit soll ihn ereilen. Still! ... reden Sie ... sein Name?“

„Zam ... pa ...“

Adlerstjerna's Stimme erstarb. Die Augenlider schlossen sich, der Kopf sank auf die Bahre zurück und seine Arme fielen schlaff herab.

Er athmete nicht mehr, er war todt!

Das Ereigniß mit Adlerstjerna war eben so unvermuthet wie unerklärlich. Es hatte einen Eindruck hinterlassen, der mehr Schauder als Schmerz und Theilnahme hervorrief.

Acton, Armfelt und Williams blickten einander bestürzt an.

Adlerstjerna hatte mit wenigen abgebrochenen Worten ihnen so viel und doch wenig gesagt.

Armfelt war vor Vincent gewarnt worden, und er sah an Adlerstjerna ein Beispiel, daß der Dolch ein naher Anverwandter des Todes sei.

Er entschloß sich, der Gefahr unerschrocken entgegen zu treten und doch auf seiner Hut zu sein.

Willjams sah in Adlerstjerna's Worten ein Geständniß, daß Louise auf seine Veranstaltung entführt sei, und daß sie sich noch in Neapel befinde.

Er entschloß sich, seine Nachforschungen von jetzt an mit verdoppeltem Eifer zu betreiben.

Acton hatte genau die Worte des Sterbenden beachtet. Adlerstjerna hatte nicht allein vor Vincent gewarnt, sondern seine letzten Worte hätten auch keinen Andern als einen Zamparelli als Mörder bezeichnen können. Durch das vorgegangene Gespräch schien es ihm jetzt noch wahrscheinlicher als früher, daß Vincent und Zamparelli Eine Person seien.

Er entschloß sich, Vincent unter die specielle Aufsicht der Polizei zu stellen.

Die Menschenmasse hatte sich bereits entfernt, aber die Leiche stand noch im Zimmer.

„Nun, meine Herren, was sagen Sie nun?"

Weder Armfelt noch Willjams antworteten. Sie waren Beide zu sehr in ihre Gedanken versunken.

„Nach diesem Ereigniß, Baron, geben Sie wohl Ihren Entschluß, sich blindlings in die Gewalt Ihrer Feinde zu begeben, auf. Mir scheint es, als wäre dies die schlechteste Art und Weise, auf welche Sie Ihr Leben verwenden können. Nicht wahr, Sie gehorchen jetzt Ihren Freunden hier und ihren Rathschlägen?"

„Kühne Gedanken, General," antwortete Armfelt, „erheischen eben so kühne Handlungen. Meine Gedanken haben sich hoch verstiegen und meine Handlungen werden ihnen folgen. Vielleicht bedrohen mich größere Gefahren, als ich mir vorstelle. Aber es erschreckt mich nicht. An die Fersen des Feiglings heftet die Gefahr zwei fliehende Flügel, an die des Muthigen zwei Rittersporen. Ich bin noch nie

der Kabale gewichen, und sie wird mich immer mit offenem Visir finden. Die Umstände haben mich auf die Arena gebracht, und ich verlasse sie nicht.

„Mögen sie gegen mich heranstürmen; jeder Dolch wird einen Panzer und eine Lanze antreffen. Wenn meine Feinde kämpfen wollen, ich kann es auch, aber wie Alcibiades werde ich es, nicht wie ein Weib, sondern wie ein Löwe thun. Jetzt viel weniger als vorher, General, kann ich Ihrem Rathe folgen, gerade viel weniger jetzt, weil ich jetzt der Gefahr in's Auge geblickt habe. Die Gefahr ist mir, was das Blut dem Tiger, die verwundende Lanzenspitze dem Löwen; sie reizt und steigert meinen Muth. Mein Weg geht von hier direct zu Vincent ... und sobald das schwedische Kriegsschiff sich erblicken läßt ... an Bord desselben."

In diesem Augenblicke hörte man einen Kanonenschuß. Man blickte auf die Rhede und sah ein prächtiges Fahrzeug mit schlanken Masten und halb eingezogenen flatternden Segeln auf den klaren, blauen Wellen schaukeln.

Die zweizüngige blau und gelbe schwedische Wimpel und die blaue Flagge mit dem gelben Kreuze flatterten stolz im Winde. Eine blaue Wolke mit zwei sich kreuzenden brandgelben Blitzen.

Beim Anblicke des Schiffes entschlüpfte den Anwesenden ein unterdrückter Laut.

Eine tiefe Stille trat darauf ein; die drei Männer blickten das stolze Schiff an.

In diesem Augenblicke läuteten die Glocken.

Es war am 9. Februar, also am ersten Carnevalstage des Jahres 1794, um zweiundzwanzig Uhr nach neapolitanischer Rechnung, also um drei Uhr am Nachmittag, als der von Baron Palmquist commandirte schwedische Kutter, welcher ausgesendet war, um Armfelt zurückzuführen, auf der Rhede Neapels seine Anker warf.

Noch rollten die Schüsse vom Schiffe über die Wasserfläche dahin und hüllten Masten und Raaen in dunkle Wolken.

Als der Gruß des Schiffes gegeben war, begann die Festung ihn in gewöhnlicher Weise zu beantworten.

„Wozu entschließen Sie sich, Baron?“ frug Acton endlich.

„Mein Weg geht jetzt an Bord des Schiffes.“

Wir befinden uns wieder in dem Saale, wo wir zu Anfange dieses Kapitels erst Baron Armfelt, und später die Oberhofmeisterin, die Fürstin Menzikoff und Mylady Munk erblickten.

Der Saal ist für den Augenblick leer.

Die Thüren werden heftig aufgeschlagen und die drei Damen stürzen hastig und aufgeregt ein.

„Sie hörten! ...“

„Ja, ja.“

„Er läßt sich nicht überreden.“

„Nein.“

„Er ist entschlossen, sich in's Verderben zu stürzen.“

„Ach ja, es ist die Wahrheit.“

„Sie müssen ihn retten! nur Sie vermögen es.“

„Helfen Sie uns ... sagen Sie uns ...“

„Versprechen Sie ihm eine Zusammenkunft.“

„O mein Gott!“

„Still! horch!“

Man hörte Tritte ... die Thür ging wieder auf ... und Armfelt in Begleitung von Willjams trat ein.

Beim Anblicke der Damen blieb er stehen.

„Ich verlasse jetzt Neapel,“ sprach er. „Vielleicht sehen wir einander nicht wieder.“

Und während er seinen Kopf senkte, legte er die Hand auf's Herz, gleichsam um seine Ehrfurcht und Ergebenheit auszudrücken.

Die Fürstin und Mylady errötheten mehr, als sie sprachen.

Wie oft hat man nicht Worte für das, was man nicht sagen will, und vermißt sie für das, was man so gern sagen möchte.

Um ihn dazu zu vermögen, bei seinen Freunden zu bleiben und sich nicht blindlings in die Hände seiner Feinde zu begeben, hätte man ihm gern eine Zusammenkunft versprochen, aber wie sollte man dies aussprechen.

„Die Toledo-Straße wimmelt schon von Masken,“ äußerte die Eine; „Aufzüge und Scherze wechseln mit

einander ab. Können Sie uns jetzt während des Carnevals verlassen?"

„Das Vergnügen muß der Pflicht weichen."

„Wir haben einen Platz in unserm Wagen ..."

„Und eine Maske, die Ihnen sehr gut stehen wird."

„Die Neigung gebietet mir zu bleiben, die Pflicht, Sie zu verlassen, meine Damen."

„Sie verweigern?"

Menzikoff und Munk blickten die Oberhofmeisterin mißvergnügt an; aber sie schien noch niedergeschlagener als sie selbst zu sein.

Plötzlich sprang sie jedoch von ihrem Sitze auf. Eine Bewegung mit der Hand schien ihnen ein Zeichen sein zu sollen, aber sie begriffen nicht, was sie damit sagen wollte, um so weniger, als sie sich in demselben Augenblicke entfernte.

Verlegen blickten sie einander an. Es verging eine Weile, ohne daß eine Aeußerung gethan wurde, aber die Oberhofmeisterin trat bald wieder ein.

Sie war im höchsten Grade aufgeregt, aber als ein Siegeszeichen, jedoch so, daß Armfelt dasselbe nicht erblickte, trug sie eine Blume in der Hand.

„Sie versprachen ihm eine Zusammenkunft," flüsterte sie den beiden Damen zu.

„Er ist unerschütterlich!"

„Aber er muß überredet werden."

„In welcher Weise?"

„Er liebt die Blumen.“

„Blumen? Sie scherzen.“

„Durchaus nicht. Blicken Sie her, nehmen Sie diese.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Werfen Sie ihm diese Blume zu Füßen.“

„Weiter ...“

„Nichts weiter.

„Sie scherzen?“

„Versuchen Sie ...“

„Und Sie glauben, daß es uns glücken wird, ihn von seinem entsetzlichen Entschlusse zurückzubringen?“

„Ich bin dessen gewiß.“

Als die Oberhofmeisterin sich von ihnen zurückzog, näherte sich ihr Armfelt.

„Sie müssen mir einen Gefallen thun,“ bat er sie, „den letzten Dienst erzeigen.“

„Den letzten? — Bei allen Heiligen! Sie sind melancholisch, Herr Baron, und Sie wissen, daß ich melancholische Menschen nicht liebe; aber sagen Sie, was Sie wünschen. Es möchte vielleicht spaßhaft genug sein ... also ... den letzten Dienst!“

„Sie müssen meine Ehrfurcht, meinen Gruß überbringen ... meinen ...“

„Wem?“

„Sie wissen, wen ich meine! Es gibt nur eine Einzige, die alle meine Gedanken beschäftigt, die mein Herz

mit den herrlichsten Gefühlen erfüllt und schöne Träume in meiner Seele erweckt.“

„Sie meinen meine Schwester,“ fiel die Oberhofmeisterin lächelnd ein, „nicht wahr?“

„Ich werde im hohen Norden an den Erinnerungen des Südens zehren. Die Erinnerung wird mein Leben sein.“

„Sie beabsichtigen also wirklich uns zu verlassen?“

„Die Pflicht ... die Ehre ...“

„Sind Worte, Herr Baron, nur eitle Worte, womit die Herren ihre Luftschlösser ausschmücken. Ich versichere Ihnen, daß Sie nicht abreisen werden.“

Armfelt war von diesem Augenblicke mehr ergriffen als sein äußeres Wesen zeigte. Wie viel Schönes war er nicht im Begriffe zu verlassen.

„Leben Sie wohl,“ unterbrach er sich plötzlich, um seiner unangenehmen Lage schnell ein Ende zu machen. „Leben Sie wohl.“

In diesem Augenblicke fiel die Blume vor seinen Füßen nieder.

„Sehen Sie?“

Armfelt betrachtete die Blume genau.

„Es ist dieselbe. Ich werde sie also sehen ...“

Eine freudige Ueberraschung strahlte aus seinen Augen.

„Verlassen Sie uns auch jetzt?“

„Ach nein, nein.“

„Aber die Pflicht ... die Ehre!“

„Still!“

„Sagen Sie, woher kommt die Blume?“

„Nein.“

„Von Menzikoff. Sie müssen ihr danken.“

„Sie haben Recht ...“

„Sie müssen glauben, daß Sie ihretwegen bleiben.“

„Ich gehorche Ihnen.“

Menzikoff und Munk waren mit der größten Unruhe dem Gespräche zwischen Armfelt und der Oberhofmeisterin gefolgt. Beide begannen sie mit argwöhnischen Augen zu betrachten, und glaubten, sie seien hinter's Licht geführt worden. Gespannt auf die Folgen, warfen sie die Blume.

Als Armfelt sie aufhob, entging ihnen das Leidenschaftliche seines Mienenspiels nicht, und sie bemerkten selbst, wie er fast gar nicht zu beachten schien, daß die Blume von ihnen kam.

„Man hat uns hintergangen,“ flüsterte die Eine.

„Ich fürchte es ...“

„Die Blume ist von irgend einer Andern ... vielleicht von ...“

„Von der Unbekannten!“

„O, werden wir denn nie erfahren, wer sie ist?“

„Er kommt hierher. ... Verrathen Sie sich nicht! ... Still!“

Als Armfelt sich ihnen näherte, lächelten sie ihn freundlich an.

„Sie beabsichtigen also, uns zu verlassen?“ begann die Fürstin.

„Ach nein, meine Damen, diese Blume ...“

„Hat Sie zum Bleiben überredet?“

Mylady fixirte ihn unabläßig.

„Verräther!“ sagte sie und drohte ihm mit dem Finger.

„Ich glaube, Sie sprechen im Namen meiner Regierung.“

„Nein, ich spreche im Namen aller Damen.“

„Wir sehen uns ...“

„Beim Carneval ... heute Abend ... im Schloßpark.“

Die Oberhofmeisterin benutzte die Augenblicke, während welcher Armfelt mit den andern Damen sprach, um Willjams einige Worte zuzuflüstern.

„Sie haben doch nicht etwa Ihr Versprechen vergessen?“

„Welches?“

„Stets meinen Befehlen zu gehorchen.“

„Ich habe es nicht vergessen. Aber eine Sache schmerzt mich.“

„Welche?“

„Daß Sie sich so selten meines Versprechens erinnern.“

„Gut, mein Herr, ich werde es jetzt thun.“

„Das freut mich."

„Sie müssen Theil an einem Carnevalsaufzuge nehmen."

„Sehr gern."

„Sie kommen heute Abend hierher? Hören Sie? Alles ist in Ordnung. Costüm und Maske ..."

„Soll geschehen, mein General!"

„Ferner ... aber das ist gleichgiltig ... Sie haben ferner nichts zu thun, als mir blindlings zu gehorchen."

„In der That, ein hübscher Auftrag; aber ich gehorche."

Ende des fünften Theils.